Johannes Traugott Rentsch
1836.

224387

<36602452480011

<36602452480011

Bayer. Staatsbibliothek

# Sämmtliche Schriften

von

## Johanna Schopenhauer.

Ein und zwanzigster Band.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Dritter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

A * Be

6 v b5
1

# Sämmtliche Schriften

von

## Johanna Schopenhauer.

Ein und zwanzigster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Dritter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

(17992)

# Der Günstling.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

„Ei gnädiger Herr!“ rief Ludwigs des Vierzehnten erster Kammerdiener dem jungen Grafen Lauzun entgegen, indem er dabei mit dem schön gepuderten Toupée seiner großen Perücke beinahe den Fußboden berührte, „ei gnädiger Herr, was verschafft mir denn das seltene Glück, Sie um diese Stunde, und in diesem Zimmer meiner tiefsten Ehrerbietung versichern zu können? Der König arbeitet noch hier nebenan im Finanzrathe,“ setzte der sonst gewandte Höfling ein wenig verlegen hinzu. „Freilich die Räder knarren zuweilen, welche die große Maschine der Staatsverwaltung im Gange erhalten, und es geht dann in jenem Saale laut genug her. Deshalb, wie dem Herrn Grafen gewiß bekannt seyn wird, darf um diese Zeit, außer einem unbedeutenden Diener gleich mir, eigentlich Niemand in diesem

Vorgemach verweilen. Doch freilich Sie, gnädiger Herr, machen überall eine Ausnahme; wie könnte dem, welchem alle Herzen sich öffnen, eine elende Thür sich verschließen!“ Wir wollen nicht untersuchen, wie viel Wahres hieran seyn mag, erwiederte Lauzun, doch bitte ich Sie, lieber Herr von Nyert, mich diesmal nur hier zu dulden; ich verspreche Ihnen, daß der König nicht sauer dazu sehen wird, wenn er mich findet. „Ei, wie könnte ich daran Zweifel hegen, ich des Königs erster Kammerdiener,“ fiel Nyert mit verdoppelter Freundlichkeit ein, „halten der Herr Graf mich denn für einen so großen Neuling in meinem Dienste?„ Gewiß nicht, erwiederte Lauzun, ich kenne das gerechte Vertrauen, womit der König Ihre erprobte Treue belohnt. Daher will auch ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß mich eigentlich freudige Erwartung hierher trieb. Unser Monarch, lieber Nyert, steht im Begriffe, mir abermals einen großen, ich kann wohl sagen, einen ganz ungewöhnlichen Beweis seiner Huld zu gewähren. Ich war es so müde, zu Hause die Minuten bis zur bestimmten Stunde zu zählen, daher erlauben Sie mir immer, die

lästige Zeit mit Ihnen hier zu verplaudern. „Ach, Herr Graf,“ fiel Nyert in unterthäniger Verzweiflung ein, „wie können Sie auf diese Weise meiner spotten wollen? Ich bin ja überglücklich, der Erste zu seyn, der Ihnen seine freudige Theilnahme bezeigen darf. Die Gnade, welche der König Ihnen zugedacht hat, muß freilich groß und außerordentlich seyn.“ — — Das ist sie auch, fiel Lauzun ihm ein. Wie werden meine Freunde über die glänzende Bahn triumphiren, welche sich mir in wenigen Minuten eröffnet! „In wenigen Minuten!“ wiederholte fast andächtig der Kammerdiener. Ja ja, mein Freund, in wenigen Minuten, rief Lauzun, vom Taumel freudiger Erwartung hingerissen, und blickte lächelnd in das freundliche Gesicht seines demüthigen Verehrers, in welchem die gutmüthigste Neugier von der Welt mit leserlichen Zügen geschrieben stand.

Bis jetzt, fuhr er fort, mußte ich freilich auf Befehl des Königs schweigen, denn er selbst hat den heutigen Tag dazu bestimmt, mich noch vor der Messe in meiner neuen Würde dem Hofe vorzustellen. Indessen, während wir hier Seine Majestät mit einander erwarten, darf ich Ihnen wohl

einen Beweis meines dankbaren Wohlwollens für Ihre Theilnahme an meinem Glücke gewähren, und Ihnen vertrauen, was bis jetzt noch Niemand ahnet. So hören Sie denn: Herzog Mazarin zieht sich wirklich von allen Geschäften zurück, und ich werde sein Nachfolger als General-Feldzeugmeister.

Glückwünsche, Danksagungen für das hohe Vertrauen, Ausrufungen der lebhaftesten Bewunderung, denen Lauzun mit lächelnder Selbstzufriedenheit zuhörte, strömten nun ununterbrochen von den beredten Lippen des Kammerdieners; doch plötzlich mit allen Zeichen des höchsten Erschreckens verstummte er. „Guter Gott! was habe ich mitten in meiner Freude vergessen;“ rief er mit ganz verändertem Gesicht; „freilich ist es im Grunde nur ein unbedeutender Auftrag meines Gebieters, aber wie Seine Majestät nun sind — ei! ei! ei!“ stöhnte er ängstlich umhertrippelnd und mit den Fingern schnippend; dann zog er seine Uhr heraus, ein Blick auf diese schien ihm einigen Trost zu gewähren. „Vielleicht wäre es noch Zeit!“ seufzte er und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne; „neun Minuten bleibt der Finanzrath noch ver-

sammelt! Selbst das Unmögliche muß man im Dienste des Monarchen versuchen!" Mit diesen Worten und einer sehr tiefen Verbeugung huschte er an dem Grafen vorüber, zur Thüre hinaus, die er sorgfältig hinter sich anzog; schlich dann wie eine Katze auf Sammetpfötchen und eingezogenen Krallen, leise leise eine kleine Hintertreppe hinauf, nahm immer drei Stufen auf einen Schritt, und stand nach wenigen Sekunden ganz athemlos vor dem Minister Louvois in dem kleinen Kabinet, in welchem dieser gewöhnlich den ganzen Tag über allein zu arbeiten pflegte, wenn der Hof, wie diesmal der Fall war, sich in Saint Germain aufhielt.

Mit großem Dank und noch größern Verheißungen entließ der allmächtige Minister seinen treuen Kundschafter so schnell als möglich, raffte dann ohne sonderliche Auswahl einige Papiere zusammen, und murmelte vor sich hin: Dem kleinen Kadet vom Ufer der Garonne wachsen die Flügel verdammt schnell, er fliegt uns noch allen über die Köpfe weg, wenn wir nicht vorbauen.

Nyert war schon längst wieder unten im Vorzimmer, und erzählte dem Grafen Lauzun mit der größten Unbefangenheit von den Rosen und

Orangenblüthen, die er so glücklich gewesen, noch eben zur rechten Zeit für Frau von Montespan bestellen zu können, als Louvois, seine Papiere in der Hand, hereintrat und mit einer leichten Verbeugung an den Beiden vorüber, gerade auf die Thüre des Saales zuging, in welchem der König sich befand. Vergebens stellte sich ihm der Kammerdiener keck in den Weg, versicherte ihm in ziemlich entschlossenem Tone, der Monarch sey noch nicht sichtbar. Louvois achtete nicht darauf, berief sich auf wichtige Depeschen, die er dem Könige augenblicklich mittheilen müsse, und ging geradezu hinein, obgleich er beim Finanzrath nicht Sitz und Stimme hatte. Mit einem leichten Achselzucken und heimlich triumphirenden Lächeln sah Lauzun die Flügelthüren hinter ihm zufallen, und fuhr dann fort, des Kammerdieners Unterhaltung mit wenigstens scheinbarer Aufmerksamkeit zuzuhören, bis der Minister nach wenigen Minuten wieder zurück durch das Zimmer eilte, und bald darauf auch der König hereintrat. Der erste Blick desselben suchte und fand den Grafen, der sich ihm in gespannter Erwartung um einen halben Schritt näherte, aber sich auch sogleich wieder

zurückzog, denn der Monarch rauschte eiskalt an ihm vorüber.

Wer weiß, mit welchen Albernheiten Louvois ihn verdrießlich gemacht hat! sprach Lauzun sich selbst zum Troste, denn dieses ihm ganz ungewohnte nicht Bemerktwerden hatte ihn Anfangs doch ein wenig unangenehm berührt. Der Moment geht auch vorüber, und nach der Messe wird er sich gewiß seines Versprechens erinnern; dachte er weiter, und schloß sich nun ganz sorglos dem Gefolge an, welches den König in die Hofkapelle begleitete.

Lange glänzende Reihen der schönsten und vornehmsten Frauen füllten dort erwartend die Bänke, vielleicht nicht ganz gleich getheilt in Andacht zwischen dem sichtbaren und dem unsichtbaren Herrscher der Welt. Denn um keinen Preis hätte man an jenem, aus Sittenlosigkeit und äußerem Anstande zusammengesetzten Hofe es versäumen mögen, dem Könige wie dem lieben Gott seine von der Etikette bestimmte Aufwartung zu machen. Lauzun sah denn doch ein wenig trüber als gewöhnlich aus, als er von seinem Platze hinter dem Könige das vor ihm ausgebreitete, einem

Tulpenbeete nicht unähnliche Heer von Schönheiten musterte; doch ein Strahl aus den schönsten blauen Augen erheiterte ihn bald; es war ein Blick, der ihn wohl noch weit empfindlichere Täuschungen hätte verschmerzen lassen können, als die eben erlittene es war.

Anna von Montpensier, die schönste, geistreichste und stolzeste Fürstin am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, war die mächtige Fee, welche diese Zauberkraft an Lauzun zu üben wußte. Als Enkelin Ludwigs des Dreizehnten und Tochter Gastons von Orleans, dem Könige nahe verwandt, behauptete sie den hohen Rang einer Tochter von Frankreich. Die unermeßlichen Reichthümer, die bedeutenden von ihrem Vater ererbten Herrschaften, ließen sie als die reichste Prinzessin in Europa betrachten, um deren Hand sich Fürsten und selbst Könige des Auslandes bis jetzt vergebens beworben hatten. Und so stand sie jetzt als Herrin im vollsten Sinn des Wortes, eine Pallas an Geist, Muth und Gestalt, gerade am Anfange des Sommers ihres Lebens. Diese hohe Erscheinung hatte mit dem flüchtigen Schimmer erster Jugend keinen ihrer Reize verloren, denn die Art ihrer jetz=

in voller Pracht erblüheten Schönheit bedurfte seiner nicht um zu entzücken.

Man verehrte sie aus der Ferne, wie man die Unsterblichen verehrt, und nur einem so hochstrebenden ungebändigten Geiste wie Lauzun konnte es einfallen, in ihr nicht immer die Fürstin, sondern auch zuweilen die schöne Frau zu sehen, die in freilich seltenen Augenblicken sanfterer Hingebung um so unwiderstehlicher schien, je höher sie im gewöhnlichen Leben über alle erhaben stand.

Es dünkte ihm, er habe sie nie schöner gesehen, als an diesem Morgen. Sein Blick verlor sich in dem fantastischen Labyrinthe der zwischen Perlen und Bändern durcheinander gewundenen Locken und Zöpfe. Den stolzen Liliennacken beschatteten fast unsichtbar feine Points d'Alençon, vorn mit einer großen Brustschleife von Diamanten zusammengefaßt. Ein weites Gewand von schwarzen Schenillespitzen, unter welchem ein ganz goldnes Unterkleid hervorleuchtete, umgab die schöne Gestalt; ohne mehr von ihren Formen zu verrathen, als die Spitze des zierlichsten Füßchens, die nur eben ein wenig sichtbar wurde. Die ausgezeichnete Huld, mit welcher die Prinzessin beim

Herausgehen aus der Kapelle sich dem Grafen Lauzun zuwendete, und ihm erlaubte, ihr das Weihwasser zu reichen, vollendete den Zauber, der ihn für den Moment alles vergessen ließ. Freilich schalt er sich selbst einen eingebildeten Thoren, so wie er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und redete seinem Herzen zu, das Schicksal des Ikaros doch ja nicht zu vergessen; jedoch ohne sonderlichen Erfolg.

Den ganzen übrigen Tag brachte er wie gewöhnlich in der Nähe des Königs zu, ohne daß dieser nur mit einer Sylbe der ihm verheißnen Beförderung erwähnt hätte. Ein Heer kleiner, anscheinend zufälliger Hindernisse stellte sich obendrein zwischen jede vertrauliche Annäherung, deren der Graf sonst stündlich von seinem Herrn gewürdigt ward, und so fand er erst spät, da er, nach damaliger Etikette, mit den Vornehmsten des Hofes dem Auskleiden des Königs beiwohnte, die den ganzen Tag ersehnte Gelegenheit, den Monarchen an das ihm geleistete Versprechen zu erinnern. „Ja, ja, das geht sogleich nicht, wir wollen sehen, was sich gelegentlich thun läßt,“ war alles, was er zur Antwort erhielt.

Der arme Lauzun stürmte die ganze Nacht, wildaufgeregt, in seinem Zimmer auf und nieder; jene mit Eiseskälte leicht hingeworfenen Worte hatten den verwöhnten Günstling aus allen seinen Himmeln hinabgestürzt, und er ward ein Raub bald des wüthendsten Zornes, bald des ungemessensten Schmerzes.

Es war nicht sowohl das Fehlschlagen einer großen glänzenden Hoffnung, was ihn so bewegte, es war das Gefühl der nie zuvor von ihm geahneten Wortbrüchigkeit seines königlichen Freundes, das mit stechendem Schmerz sein ganzes Wesen durchzuckte. Denn er hing wirklich mit ganzem Gemüthe an seinem Herren, und hätte noch gestern, ritterlich tapfer wie ein Paladin der Vorzeit, ihn mit seinem Leben gegen Jeden vertheidigt, der es wagen wollen, nur die Möglichkeit dessen anzudeuten, was er jetzt selbst erfahren mußte.

Aufgewachsen in Stille und Einsamkeit, erzogen nach den Gesetzen jener alten Chevalerie, durch die sein schönes Vaterland sich früher so ehrenvoll auszeichnete, war Graf Lauzun vor nicht gar langer Zeit von der, in Gascogne gelegenen Burg seiner Väter nach Paris, in das Haus des

damals mächtigen Marschalls von Grammont, seines nahen Verwandten gekommen. Er gedachte, wie es dem ganz mittellosen jüngern Sohne eines altadligen, aber nicht reichen Hauses ziemte, sein Glück auf ehrenvolle Weise am Hofe oder bei der Armee zu versuchen. Seine edle Gestalt, die gefällige Anmuth seines Betragens, erwarben im Hause seines Oheims ihm die Gunst von Hohen und Niedern; die excentrische Art seines oft in hellen Lichtern aufsprühenden Geistes, sein Muth, seine Verachtung alles Gemeinen, seine Treue in Liebe und Haß, machten ihm das Herz des Grafen von Guiche, ältesten Sohnes des Marschalls von Grammont, ganz zu eigen; denn jung, schön und tapfer wie Lauzun selbst, sah dieser in seinem Verwandten sein eignes Daseyn verdoppelt.

Der treue aber auch vielvermögende Freund bahnte dem neuen Ankömmling überall den Weg; er stellte ihn dem Könige vor, der an dem südlichen Fremdling viel Wohlgefallen fand, ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufte und ihn so viel wie möglich an seine eigne Person fesselte. So stieg der noch vor kurzem so unbedeutende Lauzun, jetzt der erklärte Liebling des Königs, blitzschnell

von Stufe zu Stufe, bis zum General-Major hinauf; er gedachte noch höher zu steigen, sah sich ganz nahe schon am Ziel, und stürzte so plötzlich hinab!

Es war wohl natürlich, daß dieser so unerwartete Fall ihn betrüben mußte, um so mehr, da es ihm unmöglich wurde, zu errathen, wodurch er sich diese Schmach zugezogen haben könne.

Die Nacht vergrößert jede unserer Sorgen zur erdrückenden Riesengestalt, doch wenn es uns endlich nur gelingt den Schlaf zu finden, so steht der Morgen bei unserem Erwachen, gleich einem Engel des Trostes, an unserem Lager, und zeigt uns den Gegenstand der Besorgnisse so verkleinert, daß wir unsere nächtliche Ansicht desselben oft mitleidig belächeln. Anders aber ist es, wenn uns die Morgensonne noch wachend von jenen fieberhaften Schreckgestalten umhergetrieben findet; mit jeder Minute tobender stürmt dann das erregte Blut vom Herzen und zum Herzen; thörichtes Beginnen, unbedachte wilde Thaten, die uns immer tiefer ins Verderben stürzen, bezeichnen meistens den Tag, dessen erster Strahl nach einer solchen Nacht die trocknen, brennenden Au-

gen des Unglücklichen mit stechendem Schmerze verwundet.

Graf Lauzun hatte eine solche Nacht durchlebt, während welcher tausend Pläne, einer immer abentheuerlicher als der andere, in seiner Seele aufstiegen und wieder verworfen wurden. Einen indessen hielt er fest und führte ihn aus, indem er sich, so früh als er es schicklicherweise konnte, zur Frau von Montespan begab, der schönen, stolzen, allmächtigen Beherrscherin Ludwigs des Vierzehnten. Sie war ihm immer freundlich gewesen, deswegen durfte er es wagen, ihre Hülfe zur Enträthselung des veränderten Benehmens seines Herrn in Anspruch zu nehmen; denn diese war es hauptsächlich, wonach seinem Herzen verlangte.

Halb getröstet durch ihr gütiges Zureden, verließ er das Zimmer der schönen Frau; sie hatte sich mit ihm verwundert, mit ihm geklagt, ihm gelobt Mögliches und Unmögliches zu seinem Heil zu versuchen; was konnte er sich in seiner Lage Besseres wünschen? Leider aber verharrte er nicht lange in dieser gemüthlichen Stimmung; das heiße gasconische Blut trieb ihn von neuem unaufhaltsam umher. Er hätte überall seyn, den

König, die Montespan, Feinde und Freunde unsichtbar umschweben mögen, und gerieth endlich auf einen in der Ausführung höchst gefährlichen Einfall, den er aber aufzugeben nicht vermochte, nachdem er sich ihn einmal gedacht; denn seinem kühnen unbeugsamen Sinn war jeder Rücktritt unmöglich, sobald irgend ein recht großes Wagniß ihm lockend erschienen war.

Mit Gold, Bitten, Schmeicheln, vor allem durch die ihm eigne Unwiderstehlichkeit, die er geltend machen konnte wenn er wollte, gelang es ihm wirklich, eine alte vertraute Kammerfrau der Frau von Montespan dahin zu bewegen, daß sie ihn Nachmittags, zur Zeit da der König seine Freundin zu besuchen pflegte, im Zimmer ihrer Gebieterin versteckte. Die Stunde schlug, der König kam, und Lauzun, nur durch eine dünne Tapete von dem Paare geschieden, verlor keine Sylbe eines Gesprächs, dessen vornehmster Gegenstand er selbst war. Die leiseste Bewegung, ein lauter Athemzug, oder gar ein unwillkührliches Husten konnte ihn dem Untergange zuführen; sein Schicksal war grausenvoll, wenn der König den verwegnen Lauscher entdeckte, aber sein guter Engel

wachte über ihn, und hielt, trotz der Unruhe in seinem Innern, im Aeussern ihn ruhig.

Endlich erinnerte den König der Schlag der mit reichvergoldeten Schnörkeln verzierten Uhr, an der rothdamastnen Wand, daß es Zeit sey sich zur Hauptprobe eines großen Ballets zu begeben, welches nächstens ein glänzendes Fest verherrlichen sollte. Frau von Montespan trat nach seiner Entfernung auf einige Augenblicke in ihr Toilettenkabinet, um tieferes Roth für die Abendbeleuchtung aufzulegen, und Lauzuns zitternde Vertraute benutzte diese kurze Frist, ihn aus seiner gefährlichen Haft zu entlassen. Mit allen Schlupfwinkeln des Schlosses wohlbekannt, eilte er pfeilschnell eine kleine Hintertreppe hinab, und stand schon an der andern Seite des Appartements der Frau von Montespan, in ihrem Vorzimmer, als diese nach wenigen Augenblicken heraus trat, dem Könige zur Balletprobe zu folgen. Sehr höflich bot der Graf ihr den Arm, und geleitete sie durch die lange Reihe von Gallerien, Korridors und Sälen, zum Schauspielsaal, wo schon der ganze Hof versammelt war.

Haben Sie, schöne gütige Fee, meiner beim

Könige gedacht? flüsterte Lauzun ihr zu, indem er den nicht kurzen Weg mit ihr antrat. Und was sagte mein Gebieter? fragte er weiter, als die Dame mit lächelndem Kopfnicken bejahend ihm antwortete; seine Stimme war bewegt, der Arm auf welchem Frau von Montespan sich lehnte, zitterte merklich, doch dies war dem Grafen in seiner Lage wohl zu verzeihen.

Böse Zungen, die ich aber nicht näher zu bezeichnen weiß, sind zwischen Ihnen und dem Könige geschäftig gewesen, das läßt sich nicht ableugnen, erwiederte Frau von Montespan, doch ist sein Zorn schon im Sinken, nur noch ein wenig Zeit und Geduld von Ihrer Seite, und Alles wird gut; denn daß ich das Mögliche that, Sie in seiner Meinung wieder zu heben, wird Graf Lauzun mir doch wohl zutrauen?

Wirklich? erwiederte dieser mit ganz wunderlichem Tone der Stimme, wirklich? Gnädigste! haben Sie gutherzig sich meiner angenommen? mir das Wort geredet? mich vertheidigt? Freilich, welche Frage! antwortete die Dame, ich sage Ihnen, Ihre Sache ist schon so gut als ausge-

glichen, nur noch eine kurze Geduld, und alle Ihre Wünsche —

Elende Buhlerin! Gemeine Lügnerin, eben so treulos als listig, eben so ehrvergessen als frech, flüsterte der Graf ihr ins Ohr, mit nur ihr vernehmbarer Stimme, während er in seiner übrigen Haltung den vorigen ehrerbietigen Anstand gegen die tödtlich Erschrockne beibehielt. Vergebens, fuhr er auf die nämliche Art fort, vergebens suchen Sie einen Mann zu täuschen, dem nichts verborgen bleibt. Ich weiß jedes Wort, das der König vor noch nicht zehn Minuten in Ihrem abgelegensten Zimmer mit Ihnen gesprochen. Er hat Ihnen erzählt: daß Louvois ihn gestern im Finanzrathe aufsuchte, ihn in ein Fenster zog, ihm dort heimlich hinterbrachte, daß ich mit unverzeihlichem Uebermuth, überall meiner nahen Erhebung zum Generalfeldzeugmeister mich rühme. Er hat nächstdem dem Könige vorgestellt, daß dieser von nun an täglich durch Zwistigkeiten würde behelliget werden, bei denen er selbst den Friedensstifter zu machen haben werde, weil in diesem Verhältnisse, die zwischen mir und Louvois obwaltende Unverträglichkeit, ewigen Streit herbeiführen müsse,

dem dieser als Kriegsminister unmöglich aus dem Wege gehen könne. Ferner erzählte Ihnen der König, daß Louvois mich ihm als einen übermüthigen, zudringlichen, neuerungssüchtigen Thoren geschildert, der zum Umgange erträglich, in bedeutenden Geschäften aber unbrauchbar sey; und Sie, gnädige Frau, Sie haben gegen meinen gütigen Herrn, Louvois Meinung von mir in Schutz genommen. Daß er gegen mich aufgebracht ist, mich indiskret nennt, daß er glaubt, ich habe aus Eitelkeit geplaudert, wo er zu schweigen gebot, das verdanke ich Ihnen allein, Sie haben ihn in diesem Glauben bestärkt, Sie haben Oel ins Feuer gegossen, Ihre Falschheit allein ist Schuld, daß der König sein mir gegebenes heiliges Wort verletzt.

Lauzun hätte noch lange diese Bußpredigt fortsetzen können, denn seine zerknirschte Zuhörerin vermochte vor Schrecken kaum sich aufrecht zu erhalten, und dachte nicht daran ihm zu antworten oder sich zu vertheidigen. Doch sie waren in diesem Augenblick am Schauspielsaal angelangt, wo Lauzun verstummen mußte, und mit einer tiefen Verbeugung von seiner Dame sich entfernte.

Athemlos, an allen Gliedern gelähmt, sank diese in den ersten besten Sessel in tiefe Ohnmacht hin. Der ganze Hof kam darüber in Allarm, sogar der König vergaß sich so weit, ihr im Angesicht der Königin zu Hülfe zu eilen; Frau von Montespan mußte weggetragen werden, uud das Reden und Fragen über diesen unerklärlichen Zufall nahm den ganzen Abend über kein Ende in der Gesellschaft.

Als der König späterhin seine Geliebte in ihrem Zimmer besuchte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fand er sie wüthend vor Zorn, zitternd vor Angst, im unruhigsten Zustande von der Welt. Sie klagte ihm unter heißen Thränengüssen die unwürdige Behandlung so sie erlitten, und dabei sträubte sich ihr Haar vor innerem Grausen, und Schauer über Schauer fuhr ihr durch Mark und Bein, denn sie war fest überzeugt, nur mit dem Beistand der dunkeln Mächte könne der Graf das, was sie jedem sterblichen Ohr unhörbar mit dem Könige gesprochen, in der nämlichen Minute erfahren haben. Sie fuhr jeden Augenblick erschrocken zusammen, aus jeder Ecke schienen Teufelslarven ihr entgegen zu

grinsen, während sie mit schwacher Stimme ihren Beleidiger anklagte, und sie wagte es kaum Rache zu fordern, so sehnlich sie darnach verlangte. Auch der König, hocherzürnt wie er war, konnte dennoch sich nicht enthalten, zwischendurch in tiefes Nachdenken zu verfallen.

In welcher gegenseitigen Spannung der König und Lauzun am folgenden Morgen einander wiedersahen, ist leicht zu ermessen, auch ertrug Letzterer diesen quälenden Zustand nicht lange. Er ergriff den ersten günstigen Augenblick, in welchem er seinen Herrn ohne Zeugen sprechen konnte, um mit gewohnter Freimüthigkeit ihn abermals an sein Versprechen wegen der Generalfeldzeugmeister-Stelle zu erinnern.

Und Ihr wagt es? erwiederte der König, mühsam seinen Zorn niederkämpfend, Ihr wagt es wirklich noch auf Mazarins Platz Anspruch zu machen? während Ihr es nur meiner zu weit getriebenen Nachsicht verdankt, daß Ihr noch frei und ungestraft an meinem Hofe umherwandelt? Gab ich Euch nicht auf, das Geheimniß der Euch zugedachten Erhebung in treuer Brust zu bewahren, bis ich selbst für gut finden würde es be-

kannt zu machen? Ihr hieltet es nicht für nöthig mir Gehorsam zu leisten, verdankt es nunmehr Eurem indiskreten Uebermuthe, daß diese Stelle Euch verloren ist, und lernt, ein ander Mal bescheidner zu seyn.

Lauzun gerieth außer sich vor Zorn, da er vernahm was ihm nur leere Entschuldigung eines absichtlichen Wortbruchs dünkte, denn er fühlte sich schuldlos; jenes mit dem Kammerdiener gehaltene Gespräch war längst von ihm vergessen. Mit feuersprühenden Augen und glühendem Gesicht trat er einige Schritte zurück, wandte sich etwas abwärts vom Könige, zog, hingerissen von der Macht des Augenblicks, seinen Degen aus der Scheide, zerbrach die Klinge, und legte die Stücke davon dem Könige zu Füßen, mit der deutlich ausgesprochenen Erklärung, daß er einem wortbrüchigen Fürsten nicht länger zu dienen verlange.

Während dieser Scene stand der König mit dem Rücken an ein Fenster gelehnt, und hielt, damit spielend, sein spanisches Rohr in der Hand. Zornbleich, vor Ingrimm sichtbar zusammenschaudernd, faßte er mit furchtbar drohender Gebehrde

den Stock in seiner Hand fester — wandte sich aber im nämlichen Moment dem Fenster zu, öffnete dieses, und warf das Rohr hinab in den Hof. Er schöpfte ein Paar Sekunden lang tiefer Athem, dann kehrte er sich wieder gegen den Grafen. Ich würde mir es nie verzeihen, wenn ich auch vom gerechtesten Zorn mich hätte verleiten lassen, einen Edelmann wie einen Knecht zu behandeln, sprach er, und ging kalt und ernst an ihm vorüber, zum Zimmer hinaus.

Die Folgen dieser Stunde, welche der Graf mit der Ruhe eines Mannes erwartete, dessen Zorn ausgetobt hat, blieben nicht lange aus. Eine Lettre de Cachet sandte ihn noch am nämlichen Abend in die Bastille, wo ihm in einem der schauerlichen Thürme seine düstre, von allem Leben geschiedene Wohnung angewiesen ward. Welch ein Abstand von dem fröhlichen glanzerfüllten Hofe, den er eben verlassen, zu diesen schmutziggrauen Mauern, in denen durch ein kaum sichtbares Gitterfenster, ihm sogar das Tageslicht nur spärlich zugemessen ward!

Farblos wie die Wände, die ihn umgaben, lag die Zukunft vor ihm, ohne Aussicht auf

irgend eine Veränderung oder auch nur Unterbrechung seines jetzigen Zustandes, auf gerichtliches Verhör, auf Anklage und Vertheidigung.

Diese furchtbaren Lettres de Cachet, diese entsetzliche Erfindung des wüthendsten Despotism, lieferten damals ihre Opfer in möglichster Stille dem Elende aus, eben so hoffnungslos, als wären diese nach dem Spruche des Richters der Welt der ewigen Verdammniß verfallen. Der König sendete sie völlig nach Willkühr aus, und gewährte sie zuweilen seinen Günstlingen als Gnadenbezeichnungen, die sie im Namen ihrer Günstlinge von ihm erbaten, wenn ohne direkten Mord irgend ein lästiges Daseyn, aus der Liste der Lebendigen gestrichen werden sollte. Die Macht verjährter Gewohnheit, welche den König, fast ohne Ahnung von Unrecht, die entsetzliche Gewalt die ihm gegeben war üben ließ, verblendete zum Glück auch Hof und Stadt gegen die, Jedem stündlich drohende Gefahr, sonst hätte Niemand in Paris des Lebens froh werden können. Denn keiner war sicher, nicht am nächsten Morgen, aus einer glänzenden genußreichen Existenz, hinaus in die düstre Nacht eines dumpfen Kerkers gerissen zu werden. Nicht

Rang, Alter, Geschlecht, sogar nicht ein fleckenloses Leben schützte dagegen; man sah es fast täglich geschehen, und eben deswegen dachte fast Niemand daran, daß ihn zunächst dieses Loos treffen könne. Es ging ihnen Allen damit, wie uns Allen mit dem Tode; der Entschwundene war schnell vergessen, und jeder lebte nach wie vor für eigne Rechnung fort.

Dem Grafen Lauzun war indessen ein besseres Loos gefallen; eine leise Stimme sprach noch immer in des Königs Herzen für den ihm einst Liebgewesenen, den er überall ungern vermißte, wenn er gleich sich selbst dies nicht eingestehen mochte. Daher ward es Denen, welche dem armen Gefangnen wohlwollten, nicht schwer, seinen Herrn auf mancherlei Weise ihm geneigter zu stimmen. Ein großer Theil seines Vergehens ward der bekannten, sogar zum Sprichwort gewordenen, leicht erregbaren Hitze des gaskonischen Blutes zugeschrieben; man gab dem Könige zu bedenken, daß das schmerzliche Gefühl des Fehlschlagens einer so außerordentlichen, auf sein heiliges Wort gebauten Hoffnung, der augenblicklichen Selbstvergessenheit des Unglücklichen wohl einigermaßen

zur Entschuldigung dienen könne; und so kam es wirklich dahin, daß Lauzun, nach einigen im Kerker verlebten Wochen, zur ganz ungewohnten Stunde, eilende Schritte heran nahen hörte. Riegel rasselten, Schlösser klirrten, knarrend bewegte sich die schwere Thüre, und hinein zu ihm trat der Ritter von Guitry, sein treuergebener Freund, der ihm frühere bedeutende Dienste, mit der innigsten Anhänglichkeit lohnte.

Thränen füllten des Ritters gute ehrliche Augen, da er den Freund in diesen Umgebungen erblickte, dessen verfallene Gestalt und zerstörtes Aeußere, schon deutliche Spuren des erlittenen Ungemachs zeigten.

Guitry! rief ihm dieser mit frohem Erstaunen entgegen, und seine Wange färbte sich wieder wie einst in bessern Tagen; kommst Du mich zu besuchen, treuer Freund? oder — setzte er plötzlich ernster werdend hinzu — haben sie auch Dich hierher gesandt? neigt auch Deine glänzende Bahn sich schon dem Untergange zu?

Der König sendet mich als Bote der Gnade, des Friedens; erwiederte der Ritter, indem er den Gefangnen freudig in seine Arme schloß. Halt! halt!

antwortete Lauzun mit einiger Bitterkeit, Du siehst, ich bin zu schlecht meublirt um einen so hohen Gesandten nach Würde empfangen zu können; Du hast nur zwischen meinem Bette hier und meinem Sessel dort die Wahl, um darauf Platz zu nehmen, während ich in Demuth anhöre, was mir die Huld meines Monarchen durch Dich verkündigen läßt.

Nicht diesen Ton! bat Guitry, vergiß nicht, wie sehr Du den König gereizt hast.

Hat er mich etwa weniger gereizt? brach der tiefverwundete Lauzun jetzt los, oder wäre es vielleicht dem Unterthan Pflicht, die Wortbrüchigkeit seines Herrn, als eine königliche Eigenschaft, in Demuth und im Staube bewundernd zu verehren? Ist es uns zu verargen, wenn das ganz Sinnlose auch uns toll macht, und uns aus dem gewohnten Gleise treibt?

Ludwig ist nicht minder gütig als gerecht; erwiederte beschwichtigend der Ritter, sein königlicher Sinn fühlt, er habe nicht so an Dir gehandelt, daß keine mildernde Entschuldigung Deines Vergehens denkbar wäre, daher wünscht er wieder gut zu machen, was er selbst vielleicht versah, ja er

will mehr als das, er sendet mich deshalb — — Um mir endlich meine Ernennung zum Generalfeldzeugmeister zu verkünden! fiel Lauzun rasch ihm ein.

O Du ächter Gaskogner, wo denkst Du hin! rief lächelnd der Ritter; Unmögliches zu fordern ist Kinderei, mein Freund! jene Stelle ist längst durch den Duc de Lude besetzt; Dir aber bietet der König die eines Hauptmanns bei seiner Leibgarde. Du weißt selbst, die Ersten im Reiche fühlen sich durch eine solche geehrt, indem sie als den höchsten Beweis des königlichen Vertrauens sie betrachten.

Lege mich dem Monarchen zu Füßen, so tief und platt als es Dir beliebt, erwiederte der Graf mit bitterm Lachen, aber mache ihm zugleich verständlich, daß der arme gefangne Lauzun nicht mit sich handeln läßt; daß er lieber in seinem Thurme, lebend oder todt, als Denkmal von Fürstentreue und Gerechtigkeit verharren will.

Nach langen fruchtlosen Bitten und Kämpfen, sah Guitry sich endlich genöthigt, den Sinn dieser Antwort seines Freundes, in möglichst gemilderten Ausdrücken, dem Könige wirklich zu

überbringen, der sich von einer so unerhörten Weigerung Anfangs freilich nicht wenig verletzt fühlte. Doch die alte Neigung zu dem Widerspenstigen ließ sich, selbst durch die Künste der Frau von Montespan, immer noch nicht ersticken; der Wunsch, ihn wieder um sich zu haben, ward vielleicht noch mächtiger in seinem Gemüthe, durch die Schwierigkeiten die sich dessen Erfüllung entgegenstellten, und so mußte denn nach wenigen Tagen, zu aller Welt Erstaunen, Guitry in den Kerker seines Freundes zurück, um seine Ueberredungskunst zum zweiten Mal an ihm zu versuchen.

Er fand ihn wo möglich noch störriger als das erste Mal. „Nun so habe denn Deinen Willen!“ rief der Ritter endlich halb unwillig halb traurig aus, nachdem er sich mehrere Stunden lang vergebens abgemüht hatte, den Grafen von seinem Unrecht zu überzeugen. „Habe Deinen Willen, und möge der Eigensinn nie sich beugen, der Dich jetzt so standhaft macht, damit Du Muth behaltest, Dein selbst gewähltes Loos zu ertragen. Wie werden alle die Dich lieben, sich um Dich betrüben! Deine Schwestern, Dein Oheim Grammont, der edle Guiche! Und was

wird die Prinzessin" — „Anna von Montpensier!" fiel Lauzun jetzt ihm ein, „täusche mich nicht, denkt sie noch meiner? Hat sie bemerkt, daß sie mich nicht mehr sieht?"

„Du verdienst weder die Liebe Deiner Freunde noch das Andenken der Prinzessin;" antwortete Guitry, „denn Du bist nicht einmal wahr gegen uns; wie ließen sich sonst diese demüthigen Zweifel, mit dem Trotz Deines übrigen Betragens reimen?"

„Hat sie wirklich meiner gedacht? ausdrücklich meinen Namen genannt?" fragte Lauzun mit Heftigkeit. „Ich antworte Dir nicht mehr," erwiederte der Ritter und wandte dem Ausgange sich zu; doch Lauzun hielt ihn auf; Auge in Auge standen beide eine Weile schweigend einander gegenüber, ein tiefer Seufzer rang sich aus Lauzuns hochbewegter Brust.

„Guitry," sprach er endlich, „mehr als all' Dein Bitten und Zureden, haben Deine letztgesprochenen Worte mich daran erinnert, wie schön das Leben im Sonnenlicht sey, wie groß das Opfer, das ich zu bringen im Begriff stehe! sie haben hier einen Sturm erregt der — sage mir, bei

Deiner Ehre beschwöre ich Dich, darf ich zurücktreten? wird kein Flecken an mir haften? Wahr ist's, mich bindet nur mein eigner Wille, und Hunderte verließen vor mir dieses Grab, die" — „Vollende nicht," rief hocherfreut der Ritter, indem er hinauseilte, „suche nicht Entschuldigungen dafür, daß Du endlich Vernunft annehmen willst; überlasse Deine Sache mir, ich will sie schon führen."

Am folgenden Morgen stand Lauzun wieder vor seinem Könige, der ihn huldvoll empfing, und, sobald die dennoch etwas peinliche Stunde des ersten Wiedersehens überstanden war, ihn auf eine Weise behandelte, welche deutlich bewieß, wie sehr er für alles Erlittene ihn zu entschädigen wünsche. Daß der ganze Hof dem königlichen Beispiel folgen würde, stand zu erwarten; Freunde und Feinde drängten sich zuvorkommend um den Wiedererstandenen, und sogar Frau von Montespan schien die früher von ihm erlittene Beleidigung entweder vergessen zu haben, oder ihn für bestraft genug zu halten, um ihm verzeihen zu können. Lauzun ließ das alles sehr gleichmüthig an sich vorübergehen; nur das Wiedersehen der

Prinzessin von Montpensier brachte ihn einigermaßen aus dem Gleichgewicht; und die unsägliche Huld, mit der sie ihn immer näher in ihren Zauberkreis zog, ließ ihn zuweilen König und Welt im süßesten Taumel vergessen.

Eines Morgens, da er, wie oft geschah, ihr seine Aufwartung machen wollte, fand er sie allein in ihrem Kabinet; ihr Blick begrüßte ihn mit einem ganz ungewohnten Ausdruck von Befangenheit, es schien, als trage sie eine Last auf dem Herzen, die sie durch Mittheilung zu erleichtern wünsche, ohne sich dennoch sogleich dazu entschließen zu können. Ihre augenscheinliche Verlegenheit ergriff auch den Grafen; schon war er im Begriff sich ehrerbietig in das offenstehende Vorzimmer zurückzuziehen, als die Fürstin ihm winkte näher zu treten.

„Sie sind der Freund des Königs," fing sie, nach einigem Zögern, hocherröthend mit ungewöhnlicher leiser Stimme an, „Sie unterstützen ihn oft mit Ihrem Rath; auch ich bedarf in diesem Augenblick eines solchen Beistandes. Wollen Sie dieser seyn?" Graf Lauzun antwortete nur mit einer Verbeugung, die Hand auf dem Herzen.

„Ich bin des Lebens, das ich führe, herzlich müde,“ fuhr die Prinzessin im Verfolg ihrer Rede immer lebhafter werdend fort, „ich bin müde dieses zwecklosen Umhertreibens im ewigen glänzenden Einerlei, das mir nichts Erfreuliches, nicht einmal etwas Neues mehr bieten kann. Auch hasse ich die einander durchkreuzenden Pläne derer, die mich unablässig bewachen, um mich, oder vielmehr meine Besitzungen, einst, wäre es auch wenn ich nicht mehr bin, als Grundstein künftiger Größe zu benutzen. So steht mit mir, im Innern meiner Familie; von Außen machen mir die Bewerbungen, ich möchte sagen die Verfolgungen um meine Hand, von Tag zu Tage mehr Langeweile. Ich stehe zu hoch, als daß ich die eines ausländischen Prinzen bedürfte, um mich noch höher zu heben. Was kann man mir bieten das ich nicht schon besäße? Womit kann der erste Thron in Europa mich für mein schönes Vaterland entschädigen, welches mir alles gewährt, was Sterblichen wünschenswerth dünkt? Macht, Rang, Ansehen und Reichthum.“ Die Prinzessin schwieg, um dem Grafen zur Antwort Zeit zu lassen, doch da dieser noch immer nichts erwiederte, ergriff sie

von neuem das Wort. „Ich bin jetzt fest entschlossen, wo möglich, hier in meinem Vaterlande glücklich zu seyn; indem ich ein Wesen beglücke das mich liebt, das ich wieder lieben darf; ich will mich vermählen, Graf Lauzun, und meinen künftigen Gemahl unter dem hohen Adel meines Landes, unter den treuen Dienern meines königlichen Verwandten und Herrn wählen.“

Lauzun fühlte die Nothwendigkeit, der Prinzessin endlich antworten zu müssen, doch, von aller ihm sonst eigenen Geistesgegenwart verlassen, vermochte er es kaum einige unzusammenhängende Worte ziemlich unverständlich herauszustottern. Zum Glück war die Prinzessin selbst zu bewegt um dies zu bemerken, sie rang sichtbar nach Fassung, um weiter reden zu können.

„Ich bin überzeugt,“ sprach sie, „keinen Fehltritt gethan zu haben, indem ich in dieser wichtigsten Angelegenheit meines Lebens, mir den Freund dessen, der auch mein geliebtester Freund ist, zum Rath erwähle.“ „Und der König?“ brachte Lauzun endlich mühsam hervor. „Er kennt und billigt meinen Entschluß, so wie die Gründe, die mich bewogen ihn zu fassen,“ war

die Antwort, „aber er versagt es mir, meine Wahl zu lenken; und wie schwer ist es, allein, unter so vielen Würdigen den Würdigsten zu wählen! — Doch warum sollte ich Sie täuschen wollen? setzte sie nach kurzem Schweigen gesenkten Blickes hinzu, meine Wahl, Graf, ich glaube sie ist getroffen, doch traue ich meinem Herzen — ich wollte sagen, meiner Einsicht nicht unbedingt genug; ich wünsche Bestätigung — ich wünsche — Sie Lauzun sind es, Sie den ich mir ersehen habe — mir entscheidend zu rathen; Ihnen nenne ich den Namen, den ich selbst dem Könige noch nicht nannte.“

Sie schwieg, im ganzen Gesichte erglühend, während Lauzun todtenbleich ward. „O nein, nein!“ rief er ganz außer sich, mit gebogenem Knie, in der demüthigsten Stellung. „Nennen Sie mir den Namen des Glücklichen nicht, aus Barmherzigkeit nicht. Wie könnte ich hier entscheiden!“ setzte er mühsam gefaßt hinzu, „und wenn ich es wagte, und mein Ausspruch hätte das Unglück, Ihrer königlichen Hoheit zu mißfallen.“

„Diese Feigheit liegt nicht in Ihrer Natur, Graf Lauzun, und Sie sind in diesem Augenblick

nicht so offen gegen mich, als mein unumschränktes Vertrauen es verdient," erwiederte ihm die Prinzessin mit einiger Hoheit „Wer könnte tiefer das Ehrende dieses gnädigen Vertrauens empfinden als ich!" antwortete Lauzun, „doch nicht minder tief fühle ich, wie schwer es sey, sich dessen würdig zu bezeigen."

„Wissen Sie wohl, daß man diesen Ausflüchten eine etwas beleidigende Seite abgewinnen könnte?" sprach die Prinzessin, wandte sich von ihm ab, stand von ihrem Armstuhl auf, und näherte sich der offenstehenden Thüre des Zimmers, in welchem ihre Damen und einige Herren des Hofes, in witzigen Reden und Gegenreden, mit jener ihre Zeit bezeichnenden frivolen Galanterie, die Stunden sich verkürzten. Lauzun folgte ihr, ohne recht zu wissen was er that; die auffallende Bewegung, in der er sich befand, ermangelte nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, welche sein langes Tête à Tête mit der Prinzessin schon erregt hatte; doch er, mit sich selbst zu beschäftigt, bemerkte dies nicht, sondern entzog sich dem glänzenden Kreise sobald als möglich, um in der Einsamkeit über das eben Erlebte nachzudenken.

Lange mühte er sich vergebens, alle die Wünsche, Hoffnungen, Besorgnisse, die in diesem Moment sich tobend in seinem Innern durchkreuzten, seiner Vernunft unterzuordnen. Er schauderte vor Ingrimm bei dem Gedanken, vielleicht durch eigne Schuld das Ziel des Spottes der hohen Frau geworden zu seyn, dann aber verwarf er auch gleich wieder diesen Einfall, als ihrer und seiner unwürdig; doch nun ergriff ihn die Furcht, durch zu ängstliches Abwenden ihr Vertrauen verscherzt zu haben. So schwankte er lange zwischen Himmel und Hölle, bis er endlich halb verzweifelnd den Entschluß faßte, sich von dieser quälenden Ungewißheit um jeden Preis zu befreien; durch Bitten und Verheißungen unbedingter Aufrichtigkeit die Erklärung von der Prinzessin zu erringen, der er eben so mühsam aus dem Wege gegangen war, dann aber auch mit Freimuth und Selbstopferung ihr Vertrauen zu verdienen, und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen.

Erst zur späten Abendzeit gelang es ihm wieder, in ihre Nähe zu gelangen; es war auf einem Maskenball, bei welchem der König mit seinen nächsten Umgebungen als arkadische Schäfer

gekleidet erschienen. In ihren steifen, mit Edelsteinen besäeten Kleidern von Goldbrokat, gewaltige große ganz goldne Schäferstäbe in den Händen, mit großen schimmernden Blumenkränzen auf dem wohl gepuderten und pomadirten, lang herabhängendem Haare, würden sie, trotz der großen Pracht ihres Anzuges, in unsern Tagen wohl eine ziemlich lächerliche Figur spielen, doch der verdorbene Geschmack jener Zeit fand das alles ganz vortrefflich. Anna von Montpensier, in provenzalischer Nationaltracht, nicht minder reich, aber weit geschmackvoller gekleidet als jene idealisirten Schäfer, nahm sich weit besser aus. Der ländliche Anzug gab ihr etwas Mildes, Fremdes, ungemein Reizendes, und erhöhte des Grafen Muth, indem er ihr nahte.

„Darf ein Reuiger erflehen, was er in unseliger Blindheit vor wenigen Stunden von sich wies?“ flüsterte er ihr zu.

„Hütet Euch vor dem Wolf, mein schöner Schäfer, vergeßt ja nicht Eurer gewohnten Vorsicht, laßt sie ja nicht aus der Acht,“ war die in halb lustigem halb gereiztem Ton, leicht hingeworfene Antwort.

„Ich fürchte nichts, denn ich habe nichts mehr zu verlieren, und dies verdanke ich mir selbst,“ erwiederte Lauzun, „doch ach meine Fürstin!“ setzte er gleich darauf bittend hinzu, „erlauben Sie mir jetzt dies Maskenspiel nicht fortzusetzen, ich fühle mich in diesem Augenblick ihm nicht gewachsen. Wüßten Sie welch' ein Kampf seit diesem Morgen hier in meiner Brust tobt! Kennten Sie meine Reue, das heiße Sehnen, mein ganzes Daseyn einzig Ihrem Dienste zu weihen! Ihr heute mir bewiesenes Vertrauen, seit ich das Unerwartete desselben bezwungen habe, hebt mich über mich selbst; ich fühle Muth es um jeden Preis verdienen zu wollen, schenken Sie es mir wieder, und ich schwöre Ihnen, wenigstens durch Treue und Aufrichtigkeit mich dessen werth zu machen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen.“

Lauzuns Stimme bebte merklich, auch die Prinzessin war sehr bewegt; lange blickte sie schweigend und zögernd ihn an. „Ist mir doch,“ sprach sie endlich, „als wäre ich nicht mehr die, die ich diesen Morgen war; damals hatte ich Muth; Ihre Aengstlichkeit, Graf Lauzun, hat

glaube ich, auch mich ängstlich gemacht.“ Sie schwieg wieder, ein feuchter Schimmer strahlte in ihrem schönen blauen Auge, ein wehmüthig furchtsames Lächeln umspielte ihre eben sich wieder öffnenden Lippen — da verkündete die Wanduhr in hell durch den Saal schwirrenden Schlägen die zwölfte Stunde, und die Prinzessin fuhr erschrokken zusammen. „Es ist Mitternacht und der Freitag bricht an, sprach sie erbleichend, das ist ein böser, Unheil bringender Tag, an dem nichts Glückliches begonnen werden kann. Jetzt darf ich Ihnen den Namen nicht nennen, mir ist, als sey mein Glück schon halb verscherzt, weil ich gerade in dieser Minute es nur gewollt, und trübe Ahnungen ziehen mir die Brust zusammen. Gehen Sie jetzt, Graf, zum Könige. Gute Nacht; Morgen, Sonnabend, bei der Königin,“ setzte sie flüchtig hinzu, indem sie ihren Damen herbeiwinkte, die in einiger Entfernung von ihr standen.

Als sie sich mit diesen entfernte, blickte Lauzun gedankenvoll ihr nach, und wagte es nicht, einen, in jenen Tagen beinah allgemein herrschenden Aberglauben bekämpfen zu wollen, von dem

er sich selbst vielleicht nicht ganz frei fühlte. Träge an einander hinschleichend, führten die Stunden endlich den Abend herbei, der all' sein Hoffen und Fürchten beenden sollte. Schon längst schufen Hunderte von Wachskerzen, in den Zimmern der Königin die Nacht zum hellsten Sonnenschein um; ihre Strahlen prallten, ins tausendfache vervielfältigt, von den vergoldeten Wänden zurück, und der feenhafte Schimmer der blitzenden Juwelen, der funkelnden Stickereien, der unzähligen Girandolen aus Bergkristall, verbreitete ein eignes, in allen Farben des Regenbogens spielendes Leuchten, durch die mit Wohlgerüchen beladne Luft. Die Düchessen, auf ihren ziemlich unbequemen Taburets bildeten einen beneideten Halbkreis, um die in ihrem Armstuhl thronende Königin, und blickten stolz auf die zahlreiche Schaar der übrigen Damen, der Gräfinnen, Marquisinen, Vicomtessen, welche von der unerbittlichen Hofetikette zu ewigem Stehen verdammt, nur mühsam noch sich aufrecht erhielten. Galanterie, Intrigue, höflich leeres Geschwätz schwirrte flüsternd durch den Saal. Die Unterhaltung war, wie sie an solchen Orten zu seyn pflegt: leise, gemessen, bedächtig in der Nähe der

Königin; lebhafter, mit erhöhtem Interesse, je weiter sie von dieser sich entfernte.

Neben einem großen Spiegel, von den übrigen ein wenig abgewendet, saß sinnig in sich gekehrt Anna von Montpensier auf ihrem Sessel, der ihr als Tochter von Frankreich gebührte. Der Abend war schon weit vorgerückt, und noch immer hatte sie den Namen nicht genannt, noch immer nicht den günstigen Moment gefunden, den Grafen Lauzun in ihre Nähe zu bringen; sie war, vielleicht sich selbst unbewußt, ihm sogar aus dem Wege gegangen, denn auch in dem Busen der Fürstinnen schlägt ein banges, trotziges und verzagtes Mädchenherz. Jetzt durchflog ihr Auge noch einmal die glänzenden Reihen der Versammlung, und fand den Einzigen den es suchte, in einer nicht weit von ihr entfernten Ecke des Saals, in ihrem Anschauen verloren. Es war ihr in dem Moment, als flüsterten freundliche Geisterstimmen ihr den Ausweg zu, ihre bange Scheu zu besiegen; ein tiefes Erröthen, ein kurzes Bedenken, und schnell, als wolle sie sich selbst keine Zeit zum Ueberlegen lassen, wandte sie sich dem Spiegel zu, um scheinbar an dem aus Edelsteinen zusammengesetzten

Blumenstrauß, den sie an der Brust trug, etwas zu ordnen. Noch einmal blickte sie im Glase nach jener Ecke, der sie jetzt den Rücken zuwandte. Lauzun stand noch da, sie sah, wie sein scharfes Auge jeder, auch der kleinsten ihrer Bewegungen, aufmerksam folgte. Leise, wie Engel schlafende Kinder küssen, wehte ihr Athem über den Spiegel, und mit leichtem Finger, in großen Karakteren schrieb sie: C'est vous, auf die von ihrem Hauch getrübte Fläche hin. Dann sank sie erschöpft in ihren Sessel zurück; die magische Schrift war eben so schnell als sie entstanden, spurlos verschwunden.

Die Königin erhob sich jetzt zum Aufbruch, alles drängte sich ehrerbietig zusammen, um ihr Raum zu machen, und der dadurch entstehende Tumult gab glücklicherweise der Prinzessin Zeit, sich unbemerkt zu erholen. Auch sie mußte sich jetzt mit ihren Damen nach dem Palast Luxemburg zurückbegeben; im Vorübergehen suchte ihr Auge noch einmal den glücklichen Lauzun, freudebleich stand er noch an der nämlichen Stelle, sie sah, er hatte gelesen und verstanden, sie fühlte wie seine Blicke ihr folgten, aber sie vermochte es

nicht, nach ihm umzublicken. Im höchsten Taumel des Entzückens begleitete er sie, ohne ihr zu nahen, bis zum Wagen; „c'est vous," stand wohin er blicken mochte, vor seinen Augen, c'est vous stand mit Flammenschrift in seinem Herzen, c'est vous am gestirnten Himmel. Er dachte nichts, konnte nichts anders denken, als diese zwei Worte, er entschlief mit dem Gedanken daran, und sie leuchteten durch alle seine Träume in dieser glücklichen Nacht.

Bin ich bei Sinnen? bin ich ein Thor? fragte Lauzun sich selbst, als beim Erwachen seinem kühler gewordenen Sinn, das Ereigniß der vergangenen Nacht, nur wie ein Traumbild noch vorschwebte. Der alte Kampf begann von neuem, bald hatte er Mitleid mit sich selbst wegen seiner thörichten Einbildung, bald prieß er sich jubelnd den Glücklichsten der Erde. Ich muß sie sehen, beschloß er endlich, sie wird mir wohl zu verstehen geben, ob ich geträumt habe.

Er sah sie in der Hofkapelle beim Hochamt an der Seite der Königin wieder; in Andacht versunken schien sie ihn nicht zu bemerken, denn reiner und inniger stieg wohl nie aus einem

Fürstenstuhl ein Gebet zum Himmel auf, als Anna's Gebet in diesem entscheidenden Wendepunkte ihres Lebens.

Nach beendetem Gottesdienste erhob sich die Prinzessin, um der Königin in den Louvre zu den königlichen Kindern zu folgen, und Lauzun erfreute sich zum ersten Mal recht von Herzen seiner ausgezeichneten Stellung am Hofe, die ihm vergönnte, die Fürstinnen dorthin zu begleiten. In freudiger Beklommenheit lauschte Anna von Montpensier dem Klange seiner Schritte, ohne sich doch nach ihm umzusehen; sie kannte sich selbst kaum, so verändert fühlte sie sich, so verlassen von der ihr sonst eigenthümlichen Kraft und Geistesgegenwart. Ja ihre Verlegenheit stieg bis zum Peinlichen, als nun vollends die Königin sich mit den Gouvernantinnen in ein Nebenzimmer begab, und sie mit dem Grafen allein ließ.

Ohne recht genau zu wissen, was sie that, ließ sie sich halb knieend halb sitzend, in höchst anmuthiger Stellung, auf einem großen Kissen nieder, das für die Kinder bestimmt, neben dem Kaminfeuer lag, während der Graf, diesen freien Moment benutzend, sich ihr näherte. „Ich sterbe

vor Kälte," sprach sie, um doch Etwas zu sagen, dabei wagte sie es nicht aufzublicken, sondern schien nur darauf bedacht, die schönen Hände am Feuer zu erwärmen.

„Und ich! o meine königliche Herrin, und ich! ich mag diese Strafe wohl verdient haben," erwiederte Lauzun in sichtbarer Bewegung. Die Prinzessin sah fragenden Blickes zu ihm auf, — „dieser Spott" setzte er kaum hörbar hinzu. „Und glauben Sie wirklich, daß ich Ihrer spotte?" fragte jetzt aufstehend die Prinzessin, und sah ihm dabei mit einem, nur ihr eigenen Ausdruck von Treue, Klarheit und dem reinsten Vertrauen ins Gesicht; Beider Augen begegneten einander und nun bedurfte es zwischen ihnen keiner Worte mehr. Entzückt, betäubt, alles vergessend, war Lauzun im Begriff, zu den Füßen seiner hohen Geliebten hinzusinken, doch sie war nun wieder sie selbst, und ihr Wink machte ihn noch zur rechten Zeit darauf aufmerksam, daß die Königin eben wieder ins Zimmer trat.

Noch an dem nämlichen Sonntag-Abend fand und ergriff die Prinzessin einen günstigen Augenblick, um dem Könige, freilich unter gewaltigem

Herzklopfen, den Namen des Mannes, den sie gewählt, zu entdecken. „Daß Sie vor Allen ihn auszeichneten, Sire," sprach sie, „das machte zuerst mich ihm geneigt; daß er Ihr Unterthan, daß er ein französischer Edelmann, daß er einer der Wächter für die Sicherheit Ihrer geheiligten Person ist, das, mein König, setzt ihn in meinen Augen jedem Fürsten des Auslandes gleich. Es wird künftig mein Stolz, die einzige Freude meines Lebens seyn, für die ich Gott täglich danke, daß ich in einer Lage bin, die mir erlaubt, diesen ausgezeichnet edlen Menschen, den redlichsten in Ihrem Königreich, auch durch Glanz und Reichthum auszuzeichnen, so daß er die, welche bisher aus Eigennutz um meine Hand warben, auch im Aeußern so überstrahlen soll, wie er an innern Werth ihnen überlegen ist."

Ernst und theilnehmend hörte der König die Herzensergießungen seiner Verwandtin an. „Fern sey es von mir," antwortete er ihr, „eine so hohe Gunst des Geschicks von dem Manne abwenden zu wollen, der mir werth ist; aber eher opfre ich Alles, als daß man auch nur argwöhnen soll, ich sey fähig, das Glück eines Günst-

lings auf Kosten einer geliebten, mir so nahe verwandten Fürstin zu erbauen! Darum, theure Anna! maaße ich mir bei Ihrer Wahl keine Stimme an, ich überlasse Sie ganz Ihrem schönen Herzen und Ihrem hellen Geist. Ich bleibe Ihr Freund, liebe Cousine, nie, in keiner Lage Ihres Lebens sollen Sie mich verändert finden. Seyn Sie glücklich, indem Sie Glück um sich verbreiten, und nehmen Sie nur noch die Warnung mit, ja der Vorsicht nicht zu vergessen, denn Lauzun hat mächtige Feinde."

„Wer kann uns schaden! wer will wider uns seyn, wenn der König für uns ist," rief Anna entzückt, und neigte sich um seine Hand zu küssen; doch er nahm sie lächelnd in seine Arme, küßte ihre Stirne und entließ sie.

Nichts kann dem Aufsehen, dem Lärmen, der Verwunderung verglichen werden, die über ganz Paris sich verbreitete, da am folgenden Tage die Nachricht von der nahen, auf den nächsten Sonntag schon festgesetzten Vermählung der Prinzessin am Hofe bekannt gemacht ward. Wie betäubt lief alles gegen einander, alle fragten und antworteten in einem Athem, jeder erzählte dem an-

dern die unerhörte Neuigkeit, die ihm dieser im nämlichen Moment ebenfalls erzählte, und vermaß sich dabei hoch und theuer, sie weder begreifen noch glauben zu können. „Wenn Ihr schreit," schrieb Frau von Sevigné an ihre Tochter in der Provinz, indem sie ihr Lauzuns unerhörtes Glück meldete, „wenn Ihr außer euch seyd, wenn Ihr behauptet, daß wir Euch eine Fabel von sehr alberner Erfindung schreiben, kurz, wenn Ihr auf uns schimpft und uns Injurien sagt, so habt Ihr sehr recht, denn wir alle haben es hier in Paris einander eben so gemacht."

Der ganze hohe Adel von Frankreich fühlte sich durch die unerhörte Auszeichnung geehrt, welche die Prinzessin Einem aus dessen Mitte widerfahren ließ, und eine Anzahl Glückwünschender aus den ersten Familien strömte von nun an im Palaste Luxemburg aus und ein, ja Viele der Vornehmsten, der Herzog von Richelieu an der Spitze, dankten ihr knieend für die hohe Ehre, die sie in der Wahl Ihres Gemahls ihnen allen erzeigt. Lauzuns Verwandte und nähere Freunde, Männer und Frauen, drängten, unerschöpflich an Freudenbezeugungen und Danksagungen, sich um sie her,

sie umfaßten ihre Knie, küßten ihre Hände, sogar den Saum ihres Gewandes. Anna von Montpensier schwamm in Wonne und Entzücken; „liebt ihn, ach liebt ihn doch recht innig, recht herzlich," rief sie im freudigsten Taumel ihnen zu, „die ganze Welt hat ja nicht Liebe genug, um ihm nach Würden zu lohnen."

Die königliche Familie, den König ausgenommen, befanden sich freilich in dieser Zeit in einer der öffentlichen sehr entgegengesetzten Stimmung. Vor allen zürnte die Königin, denn sie hatte auf die bedeutende Erbschaft ihrer Anverwandtin die glänzendsten Pläne für ihren jüngern Sohn, den Herzog von Anjou, gebaut, im Fall diese, wie sie gehofft, unvermählt bliebe. Sie war schwach genug, dies der Prinzessin zu sagen, und anstatt ihr Glück zu wünschen, sie mit Vorwürfen zu überhäufen; auch wandte sie Bitten und Schmollen, Flehen und Zürnen, sogar eine unter heißen Thränengüssen durchwachte und durchstrittene Nacht daran, um ihren Gemahl zur Zurücknahme seiner schon ertheilten Erlaubniß zu bewegen; doch dieses war nicht der rechte Weg,

Ludwig den Vierzehnten auf andere Gedanken zu bringen.

Auch Monsieur, der Bruder des Königs, sah durch die Vermählung der Prinzessin die Ausführung eines für ganz sicher gehaltenen Plans gewaltsam zerstört, und äußerte dies ebenfalls ganz unverholen. Seit wenigen Wochen war er Wittwer; seine Gemahlin, Henriette von England, deren unnachahmliche Anmuth und Holdseligkeit uns noch in ihrem, in der Dresdner Gallerie aufbewahrten, von van Dyks Meisterhand geschaffnem Bildniß bezaubert, war von dem Chevalier de Lorraine vergiftet worden, dem verabscheuungswerthen Günstling ihres Gemahls, der deshalb nicht minder sein Günstling blieb, obgleich die That allgemein bekannt war, und Monsieur erwartete nur noch das Ende der ersten Trauerzeit, um seiner reichen Cousine die Hand zu bieten. Sein Vorsatz war am Hofe ein öffentliches Geheimniß, und wahrscheinlich beschleunigten seine Aeußerungen die Ausführung des Entschlusses der Prinzessin von Montpensier, deren Gemüth der Gedanke an ein solches Ehebündniß mit Grauen erfüllen mußte.

Im festen Vertrauen auf den König, achtete die Prinzessin wenig auf den Zorn ihrer übrigen Verwandten; auch Lauzun konnte nur sein Glück denken und die übrige Welt vergessen; doch die welche es mit Beiden wirklich gut meinten, waren bei weitem nicht so sorglos. Mitten unter den Freudenbezeugungen und Glückwünschen erhoben sich warnende Stimmen, welche baten, mit Ausführung des Beschlossenen nicht zu lange zu zögern, dem Grafen ward sogar angerathen, ja nicht unbegleitet und ohne Waffen auszugehen.

Diese Andeutungen wurden freilich Anfangs von den Glücklichen wenig bemerkt, fanden aber doch nach und nach bei der Prinzessin mehr Eingang, da sie, oft und von Vielen wiederholt, ihr zuletzt den Gedanken drohender Gefahr wahrscheinlich machen mußten. Und so ward denn endlich noch am nämlichen Abende beschlossen, die am nächsten Sonntage mit königlicher Pracht im Louvre zu begehenden Vermählungsfeier aufzugeben, und sich schon am nächsten Donnerstage in aller Stille auf dem Lande trauen zu lassen.

Der König ließ sich leicht bewegen, auch hierein zu willigen, nur noch ein einziger Tag lag

zwischen der Gegenwart und dem vollendeten Glücke der Liebenden. War es ein Wunder, daß sie von ihrer Höhe diese unbedeutend scheinende Kluft übersahen, und es vergaßen, wie Ein Schritt und Hundert Meilen vom Ziele im Grunde das nämliche sind.

Diesen letzten Tag brachte die Prinzessin damit zu, den Mann ihrer Wahl durch mehr als königliche Geschenke in den Stand zu setzen, beim Aufgebot von der Kanzel und bei Unterzeichnung des Ehecontracts auf würdige Weise neben ihr erscheinen zu können. Sie übergab ihm im Voraus durch gerichtlich bestätigte Schenkung vier ihrer Herrschaften, deren Werth an zwei und zwanzig Millionen betrug. Diese waren das Herzogthum Montpensier, nach welchem er sich in Zukunft nennen sollte, die Grafschaft Eu, deren Besitz ihn zum ersten Pair von Frankreich erhob, und die beiden reichen Herzogthümer Saint Fargeau und Chattellerault. Lauzun erlag beinahe unter der Last aller dieser Herrlichkeit, es ging ihm damit, wie wenn man, dicht an den untersten Stufen eines herrlichen Doms stehend, den Blick hinauf wendet. Das mächtige Gebäude seines Glück-

drohte den Schwindelnden erdrücken zu wollen; er konnte sich nicht freuen, diese Größe war nicht sein Element, sie verdrängte die Liebe und fesselte sie mit goldnen Ketten in althergebrachte steife Formen, die seinem Gemüth immer fremd geblieben waren.

Endlich brach der Donnerstag an, und alles war zur Fahrt nach Charenton bereit, wo der Geistliche am Altare das Brautpaar erwartete. Nur die Unterzeichnung des Ehecontracts, oder vielmehr dieser selbst fehlte noch. Eine Stunde nach der andern verging in immer ungeduldiger werdender Erwartung; bis endlich die Nachricht kam, daß vor Einbruch der Nacht der Contract nicht von den Notaren fertig zu Stande gebracht werden könne. Die Vermählungsfeier mußte deshalb bis zum folgenden Tage aufgeschoben werden. „Der Freitag!“ rief schaudernd die Prinzessin, und bleiches Entsetzen malte sich in allen ihren Zügen, „guter Gott, sollen wir an einem Freitage vor den Altar treten?“ Vergebens suchte jetzt Lauzun durch Bitten und Vorstellungen diese bange Furcht aus ihrem sonst so fest entschlossenen, furchtlosen Gemüthe zu verbannen, es war

ihr unmöglich sie zu überwinden; er mußte mit schwerem Herzen in einer fast trostlosen Stimmung sie verlassen, denn seine Pflicht, die er selbst an diesem Tage nicht zu vernachlässigen wagte, rief ihn in die Nähe des Königs.

Vergebens suchte Anna im Geräusch der Besuchenden, die noch immer sie umlagert hielten, dem vorahnenden Gefühle zu entgehen, das nach Lauzuns Entfernung noch schwerer auf ihr lastete. Die Gesichter, die sie umgaben, schienen ihr nicht mehr die von vorgestern und gestern zu seyn. Kalte, lauernde Züge beklemmten ihr den Athem, falsches Lächeln grinste ihr entgegen, wo sie früher nur Liebe und Treue sah.

Jede Stunde sandte sie Boten aus, um durch Drohungen, Bitten, Zureden, glänzende Verheißungen die Ausfertigung des Contractes zu beschleunigen; sie wollte um jeden Preis dem gefürchteten Freitag entgehen, und war entschlossen, selbst mit einbrechender Nacht den Weg nach Charenton anzutreten; doch vergebens. Die Gerichtspersonen beharrten eigensinnig auf dem allerlangsamsten Schneckengang; jede, auch die kleinste Formel mußte zehnmal überlegt werden, überall fa

man Schwierigkeiten und Aufenthalt, man versprach, die ganze Nacht durchzuarbeiten, und hoffte, vielleicht mit Tages Anbruch fertig zu werden.

Endlich, mit sinkendem Abend kehrte der geliebte Freund ihr wieder zurück, doch auch er sah bleich und ermattet aus; tausend neckende Zufälligkeiten hatten den ganzen Tag über ihn verfolgt, nichts, was er unternommen, war ihm gelungen.

Seiner erklärten Feinde hämische Freundlichkeit, seiner wahren Freunde besorgliches Benehmen, sehr eindringliche Warnungen, die von mehreren Seiten ihm zugekommen, alles hatte auch ihn fühlen lassen: Heute sey nicht mehr gestern, und doch konnte er beim ernstlichsten Nachforschen nicht entdecken, was sich eigentlich verändert habe.

Der König war anscheinend gütig gegen ihn wie sonst, doch hatte er ihn den ganzen Tag über wenig und keinen Augenblick ohne Zeugen gesprochen, denn Frau von Montespan war unwohl, und der Monarch hatte viele Stunden bei ihr in ihrem Zimmer zugebracht.

Zum ersten Mal an diesem Tage leuchtete ein Strahl von Freude in Annas Augen, da sie den Freund wieder erblickte; sie streckte hold lächelnd die Hand ihm entgegen und bat ihn, sich vertraulich neben ihr zu setzen; doch er verweigerte dies.

„Lassen Sie mich hier vor Ihnen stehen bleiben, meine angebetete königliche Fürstin, wie es dem Unterthan Ihres Hauses gebührt;“ sprach er, „gönnen Sie mir den Stolz, auch im Schimmer des höchsten Glückes mich und was ich bin nie vergessen zu haben! Noch bin ich betäubt von der unbegreiflichen Wendung, welche das Geschick mit mir genommen hat, noch ist mir immer, als schwebe ich in einem Traume von Himmelsseligkeit, mit dem Bewußtseyn des nahen Erwachens, das mir Alles, Alles rauben wird. Ach! von wem, von welcher Seite wird der Stoß kommen, der mich erweckt?“

„Lauzun!“ rief die Prinzessin, „Sie ängstigen, Sie betrüben mich unaussprechlich!“ Doch er, ohne auf diese Worte zu achten, sank vor ihr auf das Knie. „Vergeben Sie mir,“ rief er,

„wenn ich mit der Offenheit, die ich Ihnen schuldig bin, Ihnen gestehe, daß vor allem mir der Gedanke quälend ist, Sie könnten vielleicht einst bereuen, mich zu sich hinauf gezogen zu haben; es wäre vielleicht jetzt schon nur Edelmuth, nur Festhalten an dem gegebenen Worte, was Sie bewegt, trotz aller sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, das Begonnene zu vollenden. Wenn es so wäre! O überlegen Sie es wohl, es gilt ein ganzes Leben, es gilt vielleicht meine künftige Seligkeit! Glauben Sie mir, Niemand wird Sie tadeln, die Welt wird Sie loben, vielleicht noch mehr Sie bewundern, wenn Sie, und stünden wir schon am Altare —“

„Um Gottes willen welche Sprache!“ unterbrach ihn die Prinzessin, „wie wäre es möglich! wie ist es möglich, daß solch ein Gedanke in Ihre Seele kam!“

„Ich bin und sage was ich muß,“ erwiederte Lauzun, und verbarg sein gesenktes Haupt, wie ein zum Tode Ermatteter, in beide Hände. „Das Unheil schwebt über mir, ich höre den Flügel-

schlag rauschen," sprach er halb vor sich hin, „der Schlag, der mich vernichtet, wird und muß fallen; sollte ich nicht Trost darin finden, wenn er von der hochgeliebten Hand, die das Glück meines Lebens — —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre; Lauzun sprang auf, Beide starrten mit bleichem Entsetzen nach ihr hin. Es war nur eine Dame der Prinzessin, welche ihr die Nachricht brachte, daß der König in einer Viertelstunde sie in seinem Zimmer erwarte. „Gottlob!" rief die Prinzessin hoch aufathmend, „der Contract ist fertig, man hat ihn dem Könige zur Unterzeichnung gebracht, wie verabredet war, und mein gütiger Vetter achtet die späte Abendzeit nicht, um mir eine ruhige Nacht zu gewähren."

Lauzun nahm diese Ansicht der Prinzessin gern an, die auch ihm das Herz wieder leicht machte. In aller Eile wuden jetzt noch einige Verabredungen für den folgenden Morgen wiederholt.

Um vier Uhr wollten sie, nachdem jedes, wie es die Sitte erforderte, bei seinem Beichtvater

gebeichtet, in zwei verschiedenen Wagen von Paris abfahren, um gegen sechs Uhr in Charenton bei der Marschallin von Créqui zusammenzutreffen, wo der Pfarrer des Orts die Trauung verrichten sollte. Von neuem regte sich ein geheimes vorahnendes Weh, da sie jetzt, wenn gleich nur für wenige Stunden, von einander schieden. Lauzun nahm sich mit augenscheinlicher Anstrengung zusammen, doch Anna brach in heiße Thränen aus, da er fort war. „Es ist Freude," sprach sie zu ihrer Dame, „endlich so weit zu seyn, endlich diesen Tag überwunden zu haben!" und ihre Thränen flossen immer reichlicher, aber sie erleichterten ihr nicht das Herz.

Sie fand den König in seinem Zimmer, er war betrübt, in augenscheinlicher Verwirrung; er umarmte sie und hielt sie lange schweigend in seinen Armen, ehe er das Wort nahm.

„Theure Anna," sprach er endlich, „Sie finden mich in Verzweiflung, aber besser ist es, Sie erfahren das Unabänderliche ohne Zögern, und durch mich, Ihren liebenden Freund, dessen Mit-

gefühl Ihren Schmerz lindern wird. Meine geliebte Anna! wir Könige stehen im Angesicht der Welt wie die Sonne am Himmel, deshalb darf kein Flecken an uns haften. In Paris, im ganzen Königreich, ja sogar weit über die Grenzen desselben, im Gebiet, am Throne fremder Fürsten, ich weiß es mit unwiderleglicher Gewißheit, überall geht unbestritten die Sage umher, daß ich Sie opfre, theure Cousine! daß Sie, weil ich es will, dem Glücke Lauzuns, meines Günstlings, geopfert werden, daß ich auf Ihre Kosten ihn zum Range eines Prinzen von Geblüt erhebe. Das darf nicht seyn, meine königliche Ehre vor meinem Volk und der Welt duldet es nicht. Ich fühle Ihren Schmerz, ja sogar das Unrecht, das Sie und er gewissermaßen dabei erdulden, aber Sie müssen Beide es mit Fassung tragen, es gilt dem Heiligsten der Welt, der Ehre Ihres Königs; Sie müssen den Gedanken aufgeben, Lazuns Gemahlin zu seyn."

Wer könnte die Scene schildern, die nun folgte: Annas Schmerz, ihre Vorstellungen, ihre Klagen, ihr Flehen, ihr lieber den Tod zu geben, als sie

um einer Grille willen, von dem einzig Geliebten zu trennen! Alles war vergebens; der Unerbittliche klagte mit ihr, er kniete neben ihr hin, da sie mit verzweiflungsvollem Flehen ihm zu Füßen sank, er hielt sie Wange an Wange lang umfaßt, seine Thränen mischten sich mit den ihren, er wollte vor Mitleid vergehen, aber er blieb fest bei seinem Entschlusse.

Ludwigs Ruhm galt ihm mehr als sein eignes Gefühl, und man hatte den Weg gefunden, ihn bei dieser seiner schwächsten Seite so künstlich zu ergreifen, daß er es nicht vermochte, sich loszumachen. Frau von Montespan, Lauzuns heimliche, aber um so gefährlichere Feindin, hatte die einst ihr von ihm widerfahrne Beleidigung weder vergessen, noch vergeben, obgleich sie sich das Ansehen zu geben wußte, es sey geschehen. Sie und durch sie die feindlich gesinnten Glieder der Familie des Königs, die keine Mittel scheuten, um zum Zweck zu gelangen, hatten den einzigen Tag zu benutzen gewußt, den der durch ihre Ränke verzögerte Ehecontract ihnen gewährte. Sie hatten es dahin gebracht, daß der König groß zu

handeln glaubte, indem er nur schwach und grausam sich bewieß, und keine Gründe, keine Beweise, die der armen Anna zu Gebote standen, vermochten ihn davon zu überzeugen.

Vernichtet, an Leib und Seele zerrüttet, langte sie wie eine Sterbende in ihrer Wohnung an. Kaum war sie dort, so öffnete sich abermals die Thüre ihres Zimmers, und geführt von seinem treuen Freunde Guitry, begleitet von dem Herzoge von Montanzier und dem Marschall von Créqui, trat Lauzuns bleiche Gestalt herein.

„Der König hat uns befohlen," sprach der Herzog, „den Herrn von Lauzun hieher zu führen, damit er Ihrer königlichen Hoheit für die Gnade und Ehre demüthig danke, die Sie geruhten ihm zuzudenken. Der König ist sehr erfreut über die Unterwürfigkeit, mit der Sie Beide mitten in Ihrem Schmerz sich seinem Willen gefügt haben, er bittet Ihre königliche Hoheit, überzeugt zu seyn, daß er alles thun wird, um Ihnen besonders Beweise seiner Liebe und seiner Erkenntlichkeit zu geben."

„Was kann er thun!“ rief die Prinzessin in wilder Verzweiflung, „was kann er thun, der Ohnmächtige, um mich dafür zu trösten, daß er mein Glück, meine Ruhe, meinen Frieden grausam zertrat? O Lauzun! wie werden Sie, wie werden wir Beide künftig das Leben ertragen!“ dann erhob sie sich plötzlich von dem Ruhebette, auf welches man zuerst die Ohnmächtige gelegt hatte, sie stand auf und ergriff Lauzuns Hand. „Abschied zu nehmen von meinem Glück, von dem Mann, um den ich ewig trauern muß, wird mir doch ohne lästige Zeugen erlaubt seyn?“ sprach sie mit einer Hoheit im Blick und Ton, vor der Lauzuns Begleiter verstummen mußten.

Sie führte Lauzun in das an ihr Zimmer anstoßende Kabinet, das nämliche, wo sie vor wenig Tagen zuerst es versuchte, das stille Geheimniß ihres Herzens ihm zu verrathen; laut weinend sank sie hier an seine Brust, und zum ersten und letzten Male umschlossen sie die Arme des Geliebten.

Auch ihn verließ hier die Festigkeit, mit der

er bis jetzt vor ihr gestanden hatte, auch seinen Augen entquollen heiße, brennende Thränen, mächtige Seufzer der schwer beladenen Brust, doch wenige Minuten nur, dann wandte er sich, und schritt lautlos wie er gekommen wieder von dannen, während die Arme in tiefer Ohnmacht einen kurzen Ruhepunkt von ihrem Schmerze fand. Sie erwachte aus dieser nur zum langen furchtbaren Kampfe zwischen dem Tode und ihrem geplünderten, von nun an freudenarmen Leben.

Ehe dieser Kampf sich entschied, war der unglückliche Lauzun schon längst zum zweiten Mal durch eine Lettre-de-Cachet aus dem Reiche des Lebens verbannt worden; denn trotz aller äußern Ueberredungskünste seiner Feinde, sprach dennoch eine zu laute Stimme in des Königs Herzen von dem Unrecht, welches er erlitten, als daß dieser nicht jedem Versuche, ihn als schuldig darzustellen, hätte Gehör geben sollen; und man ist nie grausamer als gegen die, bei denen man fühlt, daß man ihnen schon einmal Unrecht gethan hat. Daher überredete Ludwig sich selbst, daß er glaube was er im Grunde seines Herzens nie glauben

konnte; er nahm die Beschuldigung für wahr an, daß Lauzun unter der Larve der Unterwürfigkeit nur den Plan verberge, sich dennoch heimlich mit der Prinzessin von Montpensier zu verbinden, und strafte dies supponirte Verbrechen mit beispielloser Härte, um nur den Mann nicht zu sehen, dessen Anblick ihm zum ewigen Vorwurf dienen mußte. Denn Schwäche und Tyrannei gehen Hand in Hand.

Schweigend, in sich gekehrt, bestieg der beklagenswerthe Lauzun den Wagen, der ihn führen sollte, er wußte nicht wohin? In allen Städten auf dem langen Wege erregte sein hartes Geschick die allgemeinste Theilnahme; er nahm dies so gleichgültig auf, als wäre von einem wild Fremden die Rede.

Der Offizier, der ihm zur Begleitung mitgegeben war, strebte, so viel möglich, ihm die traurige Reise zu erleichtern; mit ächt französischer Urbanität suchte er oft, ihm Rede abzugewinnen, um ihm Gelegenheit zu geben, durch Klagen seinem gepreßten Herzen Luft zu schaffen; doch Lau-

zun schwieg. Nur einmal an der Grenze von Savoyen, wo er an einer sehr gefahrvollen Stelle des Weges gebeten ward auszusteigen, schwebte ein bittres Lächeln um seine Lippen.

„Solche Gefahren hat Graf Lauzun nicht zu scheuen,“ antwortete er, blieb im Wagen sitzen, und blickte unverwandt in den tiefen Abgrund zur Seite der schmalen Straße hinab.

Endlich war die hohe, von traurigen Fichten umgebene Bergveste Pignerol, in den Piemontesischen Gebirgen erreicht, wo er vielleicht ein ganzes Leben hindurch für ein Paar längst vergessene, zur Unzeit an einen Kammerdiener leicht hingeworfene Worte büßen sollte; denn eigentlich hatte er sich doch nur durch die Folgen dieser Unvorsichtigkeit den Zorn der mächtigen Montespan zugezogen, welcher jetzt ihn vernichtete.

Schweigend, wie er gekommen, folgte er seinem Kerkermeister, schweigend betrat er das dumpfige, felsenfeste, halb unterirdische Gewölbe, das ihm zum Gefängniß dienen sollte. Ernsten Blik-

kes betrachtete er die traurige Wohnung; in Saecula Saeculorum rief er aus, als nun das Klirren und Rasseln der Riegel und Schlösser ihm den langen Abschied von Sonne und Luft, von Freude und Leben verkündete, und war von nun an, wie Tausende vor ihm, vergessen, nur nicht von der Geliebten.

---

# Die Reise nach Flandern.

Nun Fräulein? In Gedanken verloren, das Köpfchen seitwärts gesenkt gleich einer schmachtenden Schäferin?! Seht Ihr denn nicht, daß die Königin sich erhebt, um den Pavillon zu verlassen? sprach eilend und leise die Oberhofmeisterin der Königin Margarethe von Valois, indem sie an ihrer Tochter, dem Fräulein von Tournon, vorüberging, und dem Gefolge ihrer Herrin sich anschloß.

Erschrocken fuhr die arme Eglantine aus ihrem wachen Träumen auf, während die Königin, gestützt auf den Arm ihrer Freundin, der Prinzessin von la Roche sur Yon, sich langsam nahte. Ein Strahl aus Margarethens schönen dunkeln Augen fiel im Vorübergehen auf die bleiche Eglantine, sie sah eine große helle Thräne an den langen tief gesenkten Augenwimpern des armen Kin-

des zittern, und Heinrich des Vierten Gemahlin war in diesem Augenblicke selbst zu wenig glücklich, um nicht auch für die Schmerzen Anderer empfänglich zu seyn.

Was fehlt der Kleinen? Gewiß hat die strenge Mutter sie wieder gescholten, fragte die Königin, indem sie still stand und gegen Frau von Tournon sich wendete. Das zornglühende Gesicht der alten Dame, das doppelte Unterkinn, welches ihr steif zurückgezogener Nacken in diesem Augenblicke bildete, machten jede Antwort auf diese Frage überflüssig, auch wartete die Königin eine solche nicht ab. Habt Nachsicht mit der Kleinen, ich bitte, fuhr sie mit anmuthiger Freundlichkeit fort, sie ist noch so jung, so ganz neu in der Welt; zu große Strenge thut bei frommen Kindern selten gut, und Eglantine ist in der That ein liebes frommes Kind.

Auch die frömmsten Kinder lassen zuweilen Unarten blicken, die eine Mutter, welche ihre Pflichten kennt, nicht übersehen darf, erwiederte Frau von Tournon mit einiger Härte. Aber ich sehe, setzte sie etwas gemäßigter hinzu, ich sehe meine hohe Gebieterin gleicht auch darin der Sonne,

daß sie es nicht verschmäht, selbst auf das niedre Wiesenblümchen einen Strahl ihrer Huld fallen zu lassen; ich kann nur wünschen und hoffen, Fräulein von Tournon werde dieses stets in Demuth zu erkennen wissen.

Die Thräne, welche bis jetzt in den unschuldigen blauen Augen Eglantinens geglänzt hatte, rollte nun unaufhaltsam über ihre erröthenden Wangen herab. Furchtsam wagte sie nur einen halben bittenden Blick zu der zürnenden Mutter hinauf, und beugte sich dann tief, um den mit Gold und Perlen gestickten Saum des Gewandes der Königin, an die schmerzlich zuckenden Lippen zu drücken. Margarethe aber streckte die schöne Hand ihr entgegen, und hielt auf halbem Wege sie auf. Nehmt mir die beschwerliche Maske ab, Fräulein von Tournon, die Sonne brennt nicht mehr und die Abendluft ist so mild, sprach sie freundlich, und beugte den schönen Nacken ein wenig, damit die viel kleinere Eglantine ihren Befehl bequèmer erfüllen könne.

Noch nie hatte ein so junges Hoffräulein einer solchen Auszeichnung sich zu erfreuen gehabt, denn am französischen Hofe fühlten sogar Prin-

zessinnen vom königlichen Geblüte sich geehrt, wenn sie der Königin solche kleine persönliche Dienste öffentlich leisten durften. Auch ward die arme Eglantine durch diese unerwartete Huld der Königin so verwirrt, daß sie in der Angst ihres Herzens die Bänder, welche sie lösen sollte, verknüpfte, und es währte ziemlich lange, ehe es ihr gelang die Schleife aufzuziehen, welche die schwarzsammtne Maske befestigte, die alle vornehmen Frauen der damaligen Zeit, sobald sie der freien Luft sich aussetzten, statt unserer Hüte zu tragen pflegten. Die Königin verharrte indessen sehr geduldig in ihrer unbequemen gebückten Stellung, und hielt zugleich, vermittelst eines sehr ernsten Blickes, Frau von Tournon an ihrem Platze fest gebannt; denn diese brannte vor Ungeduld, ihrer Tochter zu helfen und die Ungeschicklichkeit derselben zu rügen.

Endlich war das große Werk vollbracht, und Margarethe erhob sich wieder in gewohnter Majestät; mit einer höchst anmuthigen Bewegung des Kopfes ließ sie die reiche Fülle der glänzendschwarzen Locken wieder über Nacken und Schultern zurückfallen, und Alle standen geblendet vor

der seltnen Schönheit der hohen Frau, als hätten sie nie zuvor sie gesehen. Der natürliche Glanz ihrer Farben war durch die unbequeme Stellung, in der sie so lange verweilte, noch erhöht, die schönsten Lippen umspielte ein holdseliges Lächeln, und unter den feingezogenen dunkeln Augenbraunen, blickten die liebestrahlenden Augen freundlich auf das von ihrer Huld entzückte junge Mädchen herab. Liebkosend berührte sie die erglühenden Wangen des schüchternen Kindes. Seyd getrosten Muthes! Kleine, ich will mit Eurer Mutter sprechen, ich kann ein so liebes Gesichtchen nicht immer in Thränen sehen, flüsterte sie ihr zu, ehe sie sich von ihr wendete, um am Arme der Prinzessin von la Roche, den Weg nach dem Palaste fortzusetzen.

Frau von Tournon nahm sogleich den Platz dicht hinter ihrer Gebieterin wieder ein, den die Hofetikette ihr anwieß, auch die Uebrigen ordneten sich nach Rang und Würden, und Eglantine, als das jüngste Hoffräulein, schloß ganz zuletzt dem Zuge der Damen sich an.

Der junge la Boessiere, seit wenigen Tagen einer der zum Hofe der Königin gehörenden Edel-

leute, benutzte diese Gelegenheit sich Eglantinen zu nähern. Schon früher hatte er in Arras sie gekannt, wo sie bei ihrer Schwester, der Frau von Balanzon, erzogen wurde, deren Gemahl als spanischer Gouverneur von Burgund, in fast fürstlichem Glanze dort lebte. Ich habe Briefe aus Arras, flüsterte la Boessiere Eglantinen im Gehen zu, vielleicht ist dem Fräulein von Tournon angenehm, von dort etwas zu vernehmen.

Eglantine erschrak auf das freudigste beim Ton der bekannten Stimme, die ihr so unerwartet ihr schönes Frühlingsleben zurückrief. O gewiß, gewiß! antwortete sie erröthend vor innerem Entzücken, ich Arme erhalte keine Briefe, ich bin von Allem was mir lieb war, auf das unbarmherzigste geschieden. Sagt mir, guter la Boessiere! wie befindet sich meine Schwester? wie geht es — wie geht es in dem Hause meiner geliebten Yolande? setzte sie mit gesenktem Blicke in sichtbarer Verlegenheit hinzu.

Frau von Balanzon ist so wohl, als sie es seyn kann, während sie mit immer neuer Sehnsucht und tiefem Schmerze, die Gegenwart des

Fräuleins von Tournon entbehren muß, erwiederte la Boessiere.

Und weiter wißt Ihr nichts mir zu sagen? die Königin ist schon ganz nahe den Stufen die zum Louvre hinaufführen, sprecht, o sprecht! ehe sie den Palast erreicht, rief Eglantine in ungeduldiger Eile.

Ein tiefer, nur halb erstickter Seufzer hob des Jünglings Brust, während sein umdüstertes Auge, mit dem Ausdruck unnennbaren innern Wehes, auf Eglantinens holder Gestalt ruhte. Der Bruder des Gouverneurs, der Marquis von Varambon hat Arras verlassen, erwiederte er ihr nach einigem Zögern. Heftige Auftritte zwischen ihm und dem Gouverneur haben diese Trennung herbeigeführt. Varambon hat gesiegt, er hat das Gelübde, welches ihn, nach dem Willen seiner Familie, dem geistlichen Stande widmen sollte, nicht abgelegt, und ist, völlig entzweit mit ihnen Allen, endlich von seinen Verwandten geschieden.

La Boessiere verstummte; innere Bewegung erlaubte ihm nicht weiter zu sprechen. Eglantine war indessen zu freudig befangen um dieses zu bemerken; doch auch sie hatte in diesem Augen-

blicke für Worte keinen Athem, nicht ihre Lippe vermochte mehr zu fragen, nur ihr Auge, es hing mit unendlich beredtem Ausdruck an la Boessiere, und dieser verstand nur zu wohl dessen wortlose Bitte.

Varambon ist zu Don Juan von Oestreich, dem spanischen Statthalter von Flandern, geflohen; man versichert, er habe an dessen Hofe eine sehr bedeutende Anstellung erhalten, und stehe hoch in der Gunst dieses Fürsten, setzte er kaum hörbar mit großer Anstrengung noch hinzu, und zog dann mit einer tiefen Verbeugung gegen das Fräulein, sich wieder zurück.

Eglantine konnte von allem, was in dem Jünglinge vorgehen mochte, nichts gewahr werden. Himmel und Erde waren vor ihren Blicken verschwunden, die Gewißheit: der Heißgeliebte habe eines der Haupthindernisse ihrer Vereinigung mit ihm siegreich überwunden, erfüllte sie mit namenlosem Entzücken; sie hielt mit den beiden kleinen Händen ihr Herz fest, als drohten dessen ungestüme Schläge die junge Brust zu zersprengen, und bemerkte in süßer Betäubung es kaum, daß die Königin bei der Ankunft im Schlosse alle

ihre Damen entließ, um sich mit der Prinzessin von la Roche sur Yon in ihr Cabinet zurück zu ziehen. Erst als sie mit ihrer Mutter sich allein befand, diese in ihrem hohen, reichvergoldeten Armstuhl sich niedergelassen und mit hartem Tone sie angeredet hatte, kam sie wieder einigermaßen zu sich selbst.

Nun Fräulein, tretet näher, sprach die schonungslose Frau; ihr, die Favorite der Königin, fühlt Euch in diesem Augenblicke wohl ziemlich allmächtig. Ihr seyd fest überzeugt: die Mutter werde von hoher Hand schon so geleitet werden, daß sie Euren Wünschen sich wird fügen müssen, und die Balanzons werden sich auch auf die nämliche Weise bewegen lassen, Euch, die so beleidigend Verschmähte, endlich zu Gnaden anzunehmen.

Die arme Eglantine wurde durch diese Anrede, auf sehr schmerzliche Weise, aus allen ihren Himmeln gerissen. O meine Mutter! seufzte sie, indem sie flehend beide Hände erhob, und auf dem reichgestickten Taburett niederkniete, das der Frau von Tournon zum Fußschemel diente. Sie vermochte kein Wort weiter aufzubringen; unter

einem Strome von Thränen verbarg sie das anmuthige Gesicht im Schooße der Mutter, deren Knie sie, hörbar schluchzend, umfaßte.

Sey kein Kind, sprach Frau von Tournon, kein trotziges Kind, das ungestüm weint, weil es seinen unverständigen Willen nicht haben soll. Steht auf, Fräulein, Ihr thätet weit besser, auf den Rath der welterfahrnen Frau, die Euch der gnädige Himmel zur Mutter gab, folgsam zu hören, als sie durch solche Thränen zu beleidigen.

Eglantine erhob sich; sie gab sich Mühe, nicht zu weinen, doch ihre Thränen flossen unaufhaltsam, während ihre Mutter in etwas gemäßigterem Tone fortsprach.

Die Königin zeichnete auf fast unerhörte Weise Dich heute aus, das läßt sich nicht leugnen, und ein Wunder wäre es nicht, wenn ein so junges Köpfchen durch diese eben so unverdiente als unerwartete Gnade etwas schwindelnd geworden wäre. Doch thöricht ist, wer auf die Gunst der Großen sein Glück baut, das glaube fest. Nichts ist veränderlicher als sie, die Laune des Augenblicks ist die Göttin, welche sie, alles andre ausschließend, beherrscht; diese lehrt sie heute eben dasselbe un-

beachtet in den Staub treten, was sie gestern bis zu den Wolken erhoben. Die Königin war heute selbst sehr trübe gestimmt, wozu sie leider auch gültige Gründe hat; darum geruhte sie, die rothen Augen in Gnaden zu bemerken, die Du ganz umsonst Dir so roth weinst. Morgen kann es leicht sich treffen, daß unsre Gebieterin in einem rosenfarbnern Humor sich befindet, und trittst Du ihr dann mit diesem Magdalenen-Gesichte entgegen, so wird sie wahrscheinlich sich eben so ungnädig von Dir abwenden, als sie heute sich gnädig Dir zuwandte.

Mutter, liebe verehrte Mutter! ich will nichts, ich hoffe nichts von der Königin; ich weiß, daß nur von Euch das Schicksal Eures Kindes abhängig ist, rief Eglantine, indem sie die widerstrebende Hand der Frau von Tournon an ihre Lippen drückte. Doch lieben, innig lieben und verehren muß ich die milde schöne Fürstin, die, ohne von mir dazu aufgefordert zu seyn, mir heute verhieß, bei Euch für mich zu sprechen —

Das Kind bedarf im Herzen der Mutter keiner Fürsprecherin, fiel Frau von Tournon, von neuem beleidigt, ein. Sobald die Königin sich

herabläßt, Deiner gegen mich zu erwähnen, so soll sie auch von mir erfahren, welch' einer thörichten Leidenschaft Du Dich hingibst; nimmermehr wird sie verlangen, daß ich dem Uebermuth jener Balanzons schmeichle, die Dich verwarfen. Eglantine, fließt denn nicht das edle Blut der Tournon auch in Deinen Adern? Kannst Du wirklich den Wunsch hegen, Dich eindrängen zu wollen, wo man Dich verschmäht?

Varambon verschmäht mich nicht, er wird lieber den Tod wählen, als den Absichten seiner Verwandten sich fügen, rief Eglantine sehr lebhaft.

Der Marquis von Varambon thue was ihm beliebt, ich habe nur zu thun was die Ehre unseres Hauses und meine Mutterpflicht mir gebieten, erwiederte Frau von Tournon. Eglantine! lerne doch endlich glauben, was ich schon tausendmal Dir wiederholte: Die schönen Gefühle, mit denen Du jetzt Dich brüstest, verfliegen vor der stillen Gewalt der Zeit, wie Spreu vor dem Winde, und nur zu späte Reue bleibt nach. Mädchen Deines Standes thuen immer am klügsten, wenn sie die Sorge für ihr künftiges Etablissement ihren erfahrneren Müttern überlassen.

Mit Dir brauche ich mich noch nicht zu übereilen, Dir bleibt noch Zeit genug, um eine vortheilhafte und anständige Parthie abzuwarten.

Mutter! Mutter! in welchem erniedrigenden Lichte muß ich vor Euren Augen stehen! rief Eglantine beinahe zürnend. Doch beurtheilt mich so hart Ihr immer wollt; nichts soll mich dennoch abhalten, hier frei und offen zu bekennen, daß mein Herz an dem Marquis von Varambon hängt; brechen kann es, doch von ihm lassen in Ewigkeit nicht.

Das wollen wir abwarten, erwiederte Frau von Tournon. Ein Kind wie Du, mit Deinen sechszehn Jahren, hat von der Ewigkeit eben keinen sonderlichen Begriff. Uebrigens bitte ich, Fräulein! den Kopf Morgen ein wenig höher zu tragen und dem Hofe nicht wieder eine sentimentale Scene zum Besten zu geben. Ich habe bei diesem Rathe nur Euer wahres Wohl vor Augen, und bin keineswegs gesonnen, Euch damit aus Eigensinn den Weg zur Gunst der Königin zu verschließen. Es wäre leicht möglich, daß Margarethe noch eine Zeitlang an Eurem trüben Wesen Gefallen fände, denn wer kann die Launen der

Fürsten im Voraus berechnen? Doch glaube mir, meine Tochter, daß dies Dich schwerlich zum dauernden Glücke führen würde. Während der acht und zwanzig Jahre, die ich in den blendenden Kreisen des Hofes verlebte, habe ich Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen; mich hat Gott vor der Thorheit bewahrt, den gefährlichen Standpunkt eines Günstlings erklimmen zu wollen, aber ich sah neben mir Viele diese schwindelnde Höhe erreichen, um gleich darauf nur um desto tiefer zu fallen; ich blieb ruhig und geehrt an meinem Platze, der Sturm, der Jene stürzte, vermochte nicht, mir nur die Spitze eines Härchen zu krümmen.

Versunken in sich selbst, hörte Eglantine kaum halb, was Frau von Tournon aus dem reichen Schatz' ihrer Lebenserfahrung ihr noch spenden mochte, bis endlich die ihr sehr willkommene Weisung erfolgte, sich in ihr Zimmer zu begeben, weil es spät sey.

Leider fand Eglantine in ihrem Gemüthe keine Spur jenes unbedingten kindlichen Vertrauens, jener herzlichen Liebe, die sie sich doch bewußt war der Mutter schuldig zu seyn. Frau von

Tournon gehörte unglücklicherweise zu den Frauen, welche ganz aus Grundsätzen zusammengesetzt sind, aus diesen sich ein System erbauten, und sich viel damit wissen, daß sie nie von ihrem Herzen sich verleiten ließen, auch nur um die Breite eines Haares davon abzuweichen. Einer der traurigsten ihrer Grundsätze war wohl der, daß eine Mutter ihren Kindern die Liebe nie durch äußre Zeichen zu erkennen geben dürfe, welche sie im Grunde ihres Herzens für dieselben hegt.

Die aus diesem entstehende Härte, das strenge Bestehen auf unbedingten Gehorsam, scheuchten sehr bald die an Liebe gewöhnte, von der Natur schüchterne Eglantine von der Mutter zurück. Nur zitternd wagte sie, ihr zu nahen, und fühlte ewig unter ihren Augen sich gedrückt und beklommen. Auch kannte sie die Mutter kaum, zu der sie nach vieljähriger Abwesenheit erst seit wenigen Wochen zurückgekehrt war.

Mehr als acht Jahre waren vergangen, seit Frau von Tournon ihre älteste Tochter Yolande, in sehr früher Jugend, dem Herrn von Balanzon zur Gemahlin gab; und zum Lohne des Gehorsams, mit dem diese ihrem Befehle sich fügte,

hatte sie deren heißes Flehen erhört, und ihr erlaubt, die damals noch nicht achtjährige Eglantine mit sich nach Arras zu führen. Die junge Gemahlin des spanischen Gouverneurs ward gleich nach ihrer Ankunft in Arras an die Spitze eines großen, glänzenden Hauses gestellt, das dem prachtliebenden Geschmack jener Zeit gemäß, beinah ein fürstlicher Hofhalt zu nennen war. Glanz und Reichthum umgaben die Neuvermählte von allen Seiten, aber auch jene spanische Etikette, die ihr, hemmend und störend, überall entgegen trat. Yolande vermißte sehr schmerzlich, jene anmuthige Freiheit der Geselligkeit, an die sie in Paris von Jugend auf gewöhnt worden war; nur Eglantine allein war zum Troste ihr geblieben, als sie einem ihr durchaus fremden Gemahl in ein anderes Gebiet folgen mußte, nur sie rief das geliebte Vaterland und jede Lust der Jugendzeit ihr zurück. Und als das Kind im Lauf der Jahre zur Jungfrau heranblühte, da ward die geliebte Schwester Yolandens einzige Freundin, die einzig Vertraute, der sie alles das zu klagen vermochte, was heimlich ihr Leben oft und schwer bedrückte.

Eglantinens kindlicher Reiz entwickelte sich nicht

zur blendenden Schönheit, aber eine, nur ihr eigne, unwiderstehliche Anmuth, umstrahlte ihr ganzes Wesen. Der klare Abglanz des innern Himmels in ihrer Brust leuchtete hell aus ihren seelenvollen blauen Augen, und der süße rührende Ton ihrer melodischen Stimme, wußte stets den geraden Weg zum Herzen zu finden.

Der Marquis von Varambon, des Herrn von Balanzon jüngerer Bruder, lebte mit ihr in dem Hause ihrer Schwester, in jener Vertraulichkeit des Familienlebens, die selbst die spanische Etikette nicht ganz zu verbannen vermochte. Er war mehrere Jahre älter als Eglantine, und sollte sich in Arras in wissenschaftlicher Hinsicht für den geistlichen Stand ausbilden. Der junge Marquis sah Eglantinen täglich, er war ihr Gefährte bei allen Vergnügungen, er lehrte sie die reizenden Seguidillas zur spanischen Guitarre singen, die wie Liebesklagen tönen, und so war es wohl sehr natürlich, daß er bald dahin kam, die Bestimmung mit Abscheu zu betrachten, die man ihm aufdringen wollte, und zu der er ohnehin nie einen innern Beruf gefühlt hatte.

Als einer der ausgezeichnetsten Jünglinge seines

Landes und seiner Zeit, konnte auch er den Weg zu dem weichen, zur Liebe geschaffenen Herzen Eglantinens nicht verfehlen. Schon seine, von der Natur reich ausgestattete Persönlichkeit mußte auf den ersten Anblick für ihn einnehmen, und unerachtet des Standes, zu dem er bestimmt war, that keiner seiner jungen Zeitgenossen in allen ritterlichen Uebungen es ihm zuvor. Doch er wußte auch überdem noch, durch sein Betragen die Herzen zu gewinnen, er war Meister in dem damals vorherrschenden Tone der Galanterie gegen Damen, und besaß jene Geistesgewandtheit, die man so leicht versucht wird für etwas weit höheres zu halten.

Frau von Balanzon überraschte einst den Bruder ihres Gemahls zu den Füßen ihrer Schwester, und hold erröthend warf Eglantine sich ihr in die Arme. Von diesem Augenblicke an war Yolande die theilnehmende Vertraute dieser jungen Liebe, und all ihr Sinnen und Trachten ging einzig darauf hin, eine Verbindung herbeizuführen, die ihr den einzigen Trost ihres Lebens versprach, die Hoffnung, sich nie von der geliebten Schwester trennen zu müssen. Im ersten Taumel der Freude

theilte Frau von Balanzon ihrer Mutter die Entdeckung mit, die sie gemacht hatte, und zwar auf eine Weise, welche Frau von Tournon verleitete, in diesem Briefe eine ausdrückliche Werbung um Eglantinens Hand für den Marquis von Varambon zu lesen; denn die Idee, eines nur auf Liebe sich gründenden Verhältnisses, konnte der strengen, kalten Frau nie in den Sinn kommen. Sie berief sogleich alle ihre nächsten Verwandte zusammen, um bei dieser wichtigen Angelegenheit deren Rath zu vernehmen; alle erklärten einstimmig die vorgeschlagene Verbindung für vortheilhaft, und so stand die Mutter Eglantinens keinen Augenblick an, ihre förmliche Einwilligung zu dieser Heirath schriftlich einzusenden.

Leider aber waren Varambons Verwandte, vor allem Herr von Balanzon, ganz andrer Meinung. Auch der junge Marquis hatte während der Zeit seinem ältern Bruder erklärt, daß er Eglantinen liebe, und, um ihr seine Hand bieten zu können, entschlossen sey, das geistliche Gelübde nicht abzulegen, zu dem jetzt die Zeit herangekommen war. Herr von Balanzon fühlte sich darüber höchst beleidigt und entrüstet; des jüngern Bruders Er-

klärung schien ihm eine, wenigstens indirekte, Aufforderung, demselben seinen Antheil an der väterlichen Erbschaft herauszugeben, den der Aeltere sich längst gewöhnt hatte, als sein nie zu bestreitendes Eigenthum zu betrachten. Daß aber Varambon um einer Liebschaft willen sich erkühnen könne, einem, in Spanien so mächtigen Stande zu entsagen, sah er sogar fast wie ein Verbrechen gegen die Natur an. Denn welche nicht zu berechnende große Vortheile mußten nicht dereinst für das ganze Haus der Balanzons daraus entstehen, wenn einer aus dessen Mitte die höchsten geistlichen Würden bekleidete, vielleicht den Cardinalshut errang! Varambons Persönlichkeit, die Verbindungen in denen er stand, öffneten ihm in dieser Hinsicht die glänzendsten Aussichten; und alle diese, an Gewißheit gränzenden Hoffnungen sollten nun zertrümmert werden!

Auf das tiefste empört, schalt er den Marquis einen thöricht verliebten Knaben, den man mit Gewalt zwingen müsse, den rechten Weg zu seinem eignen Glücke einzuschlagen, und vermaß sich hoch und theuer, nie zu dessen Verbindung mit Eglantinen seine Einwilligung zu geben.

Eglantinens Thränen, Yolandens bittende Vorstellungen, vermochten eben so wenig seinen harten Sinn zu beugen, als des Marquis zürnendes Behaupten seiner Rechte. Das feste Bestehen des letztern auf die ihm angeborne Freiheit, seinen Stand im Leben sich selbst zu wählen, ward verlacht, alle übrige Verwandte des Hauses traten auf des ältern Bruders Seite, und so herrschte von nun an Unfrieden im Schlosse, und vertilgte vollends aus dem Leben der, mitten in ihrer Pracht höchst bedauernswerthen Yolande, jeden kleinen Ueberrest häuslichen Glückes.

Yolande sah sich endlich gezwungen, der Frau von Tournon von der traurigen Wendung Nachricht zu geben, welche das Schicksal ihrer Eglantine nehmen zu wollen schien; sie that es unter heißen Thränen, denn sie konnte im voraus berechnen, welchen furchtbaren Zorn diese Nachricht in der Brust der, auf den Glanz und die Rechte ihres Hauses eifersüchtigen Frau aufregen mußte. Was sie erwartete geschah; ein schonungsloser Brief, in welchem jedes Wort gleich einem Dolchstiche verwundete, war die Antwort auf Yolandens Schreiben. Zuletzt war noch die Erklärung beigefügt,

daß Frau von Tournon Eglantinen von nun an unter ihre eigne Aufsicht nehmen wolle, und bald darauf langte auch, begleitet von einem ansehnlichen Gefolge, eine vertraute Kammerfrau in Arras an, um Eglantinen den Armen ihrer Schwester zu entreißen, und sie nach Paris zu ihrer Mutter zu führen.

Der Frau von Tournon Befehle waren zu gemessen, als daß den Schwestern einiger Aufschub ihrer Trennung hätte gewährt werden können; auch würde dieser Eglantinen nur wenig Trost gegeben haben, denn Varambon wurde von seinem unerbittlichen Bruder zu gut bewacht, als daß es möglich gewesen wäre, ehe sie scheiden mußte, ihn noch einmal zu sehen. Sage ihm: daß ich sterben, doch nicht vergessen kann, sprach Eglantine, indem sie am Arme ihrer untröstlichen Schwester die breite Schloßtreppe hinunter wankte, sage ihm — doch wozu? in seinem eignen Herzen findet er alles, was ich denke und fühle. Unser beider Leben ist Liebe, und so lange ich athme, bin ich sein.

Neben dem stattlich geschmückten Zelter, der Eglantinen davon tragen sollte, stand la Boessiere

unten im Schloßhofe. Er gehörte damals noch nicht zum Hofe der Königin von Navarra, sondern zu der, nicht ganz unbeträchtlichen Zahl junger Edelleute, die sich im Hause des spanischen Gouverneurs, für den Dienst eines größern Herrn zu bilden suchten. Diese seine Stellung hatte ihm zu einer Art Annäherung an Eglantinen verholfen, seine anspruchslose Bescheidenheit erwarb zuerst ihm das Glück von den beiden Schwestern bemerkt zu werden, sie gewöhnten sich nach und nach, ihm mit so vieler Auszeichnung zu begegnen, als sie dieses durften, ohne die strenge Etikette zu verletzen, der sie in allem sich fügen mußten, und der Marquis von Varambon folgte hierin ihrem Beispiele. La Boessiere war in den letzten stürmischen Tagen gewissermaßen ein stummer Vertrauter der Liebenden geworden, und fühlte sich glücklich Eglantinen manchen Dienst leisten zu können, den sie um so inniger ihm dankte, da er in seinem Benehmen dieses nie geltend zu machen suchte.

Erlaubt mir unsrer jungen Herrin zum letzten Male zu dienen, sprach la Boessiere mit sehr bewegter Stimme, zu dem Stallmeister der Frau



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

von Tournon, der, als er die Damen erblickte, heran trat, um Eglantinen in den Sattel zu helfen; der Stallmeister zog sich höflich zurück, und Eglantine schwang mit la Boessiere's Hülfe sich auf das mit reichen Decken belegte Reitkissen; er ward bleich und zitterte merklich, als ihr kleiner Fuß zufälligerweise seine Hand berührte, und auch ihr thränenschweres Auge blickte den Treuen wehmüthig an. Sie versuchte zu lächeln, sie gab sich Mühe, ihm nur ein paar freundliche Abschiedsworte zu sagen, doch die Stimme versagte ihr, und der kleine Mund verzog sich schmerzlich zum Weinen. La Boessiere verstummte ebenfalls, er reichte ihr die Zügel, und ließ, indem er diese zu ordnen schien, ein kleines Päckchen in ihre Hand fallen, das sie sogleich und unbemerkt verbarg. Gleich der Sonne, wenn sie im Untergehen noch einmal durch schwere Regenwolken bricht, leuchtete jetzt beim Scheiden noch ein Strahl von Freude, in Eglantinens trüben Augen auf; la Boessiere sah es wohl, aber ihm war es unmöglich, sich mit ihr zu freuen. Mit wankendem Schritte zog er sich von ihr zurück, und ward bleich wie ein zum Tode Verwundeter, als endlich

Staatsbibliothek MÜNCHEN

auch die letzte Spur des Zuges, der das Fräulein fortführte, seinem Auge entschwand.

Eglantinens Herz schlug indessen unter dem leisen Drucke des eben erhaltnen Geschenks in höheren, fast freudigen Schlägen. Sie benutzte die erste unbelauschte Minute, um das erhaltene Päckchen zu öffnen, und fand darin mit unsäglichem Entzücken, was sie heimlich gehofft hatte, den in höchster Liebesgluth niedergeschriebenen Abschiedsgruß des Geliebten, und sein täuschend ähnliches Miniaturbild. Letzteres ruhte von nun an immer ihrem Herzen am nächsten; so oft sie allein war zog sie es hervor, und sprach zu ihm in süßen Liebesworten, als wäre es der Geliebte selbst. Immer wußte sie ihm etwas zu sagen, alle ihre Freuden und Schmerzen wurden dem lieben Bilde vertraut, und auch am Abende des Tages, an welchem die Königin ihr so freundlich erschienen war, trieb sie in der Einsamkeit ihres Zimmers dieses süße Spiel, bis tief in die Nacht hinein.

Sie hatte dem geliebten Bilde heute unendlich viel zu sagen, sie mußte für den Muth ihm danken, mit dem Varambon sich dem Gelübde

entzogen hatte, das eine ewige Scheidewand zwischen ihm und ihr aufthürmen sollte; sie mußte von der Gnade der Königin dem Bilde erzählen, und es befragen, ob sie ihrem Herzen folgen und diese mächtige Beschützerin für ihre Liebe zu gewinnen suchen solle? Nie war Eglantine reicher an Hoffnungen gewesen als jetzt; die Königin hatte ihr befohlen, gutes Muthes zu seyn, und in ihrem Alter war es wohl ganz natürlich, daß sie darüber die Ermahnungen und das strengere Gebot ihrer Mutter leicht und gern vergaß. War der Geliebte doch frei, unter dem Schutze eines mächtigen Fürsten, mit dem Balanzon selbst es schwerlich würde aufnehmen können.

Während Eglantine den unschuldigen Träumen ihres Liebe erfüllten Herzens sich hingab, hielten ganz andere Pläne, ganz andere Sorgen, die Königin und deren Freundin bis weit nach Mitternacht wach. Margarethe von Navarra, die schönste der damals lebenden Frauen, ausgestattet von der Natur mit allem Reichthume des Geistes wie des Körpers, gehörte dennoch, ohnerachtet ihres hohen Standes, zu den unglückseligsten ihres Geschlechts; denn jener stille Frieden in der eigenen

Brust, jenes ruhige Glück im Kreise liebender Freunde und Verwandte, deren die Königin wie die Bäuerin bedarf, um des Lebens froh zu werden, blieben ewig ihr fern.

Von Mutter und Bruder hatte sie, gleich nach ihrer Vermählung mit Heinrich von Navarra, die wilden Schrecken der Bartholomäus=Nacht herbeiführen sehen müssen. Ihr Gemahl wurde späterhin gezwungen, heimlich aus Paris zu entfliehen, um vor Meuchelmord von Seiten seiner neuen Verwandten sich sicher zu stellen. Der blutige Bürgerkrieg, den er darauf im Herzen von Frankreich gegen seine Verfolger entzündete, war zwar während einer kurzen Frist durch die listige Vermittelung der Königin Mutter, Catharina von Medizis, gestillt worden, doch nun wurden aufs neue die furchtbarsten Zurüstungen zu einem Feldzuge gegen Heinrich von Navarra gemacht, während dessen Gemahlin, von ihrer Mutter und ihrem Bruder, Carl dem Neunten gezwungen, in Paris verharren mußte.

Vergebens fühlte Margarethe das Unschickliche ihres Aufenthalts, mitten unter den Todtfeinden ihres Gemahls; vergebens forderte dieser, von

nicht verhehltem Argwohne gegen sie getrieben, zu wiederholten Malen sie auf, sich zu ihm zu begeben; Mutter und Bruder versagten mit unerbittlicher Härte ihr die Erlaubniß dazu. Alles dieses klagte jetzt die Königin ihrer vertrauten Freundin, und ihre Thränen, die sie am Tage mühsam zurückdrängte, flossen jetzt unaufhaltsam im Dunkel der schweigsamen Nacht.

Die Königin sowohl als ihre Freundin, sahen beide ein, daß für jetzt nur ein durchaus neutraler Aufenthalt für Margarethen wünschenswerth seyn könne, wo sie von keiner Seite beargwohnt werden dürfe, eine der feindlichen Partheien, die beide gleich gerechte Ansprüche an ihr Pflichtgefühl hatten, auf Kosten der andern zu begünstigen. Die Frage war nur noch: wohin sie in dieser Hinsicht sich wenden könne. Bei allem, was in Vorschlag gebracht ward, stellten unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegen. Endlich aber fand dennoch die Prinzessin den lange vergeblich gesuchten Ausweg aus dieser Verlegenheit, indem sie der Königin eine Reise nach Spaa vorschlug, wohin sie selbst sich zu begeben eben im Begriff stand. Glücklicherweise litt die Königin zuweilen

am Arme von dem Uebel, das man die Rose nennt, und es ward beschlossen, dieser Zufall solle den Vorwand zu der gewünschten Badereise herleihen.

Am nächsten Morgen fand Margarethe weit weniger Schwierigkeiten, die Erlaubniß zu dieser Reise von der Königin Mutter zu erhalten, als sie erwartet hätte, und auch Carl der Neunte willigte in Alles, sobald nur seine Schwester sich nicht mit dem Gemahle vereinen wollte, den er als seinen Todtfeind betrachtete. Er gab sogleich Befehl, alles zu der jungen Königin Reise vorzubereiten, schickte einen Courier an den spanischen Statthalter von Flandern, um für sie die nöthigen Pässe, zur Durchreise durch einen Theil dieses Landes zu erhalten, und suchte selbst den Tag ihrer Abreise auf das Möglichste zu beschleunigen.

Neues Leben. neuer Muth, strahlten während der wenigen Tage, die sie noch in Paris zu verweilen hatte, aus Margarethens schönen Augen; denn nicht nur die Entfernung von dieser Stadt, wo sie ein so trauriges Leben führte, erfreute sie, auch andere politische Gründe, die nicht in diese

einfache Erzählung gehören, machten ihr einen, wenn gleich kurzen Aufenthalt in Flandern, höchst wünschenswerth. Indessen vergaß sie dabei doch ihres jungen Lieblings nicht. Ich habe mit Eurer Mutter gesprochen, Kleine! flüsterte sie Eglantinen bei der ersten Gelegenheit zu; ich weiß alles, was dieses junge Herzchen drückt. Wenigstens sollt Ihr die Zeit unsrer Abwesenheit nicht einsam in einem Kloster vertrauern, ich habe Euch zu einem der Hoffräulein erwählt, die nach Flandern und Spaa mich begleiten werden, und hoffe damit Euren Dank mir verdient zu haben.

Außer sich vor Entzücken, bedeckte Eglantine die ihr freundlich dargebotene Hand der Königin mit Küssen und Thränen; selbst das milde Zureden der hohen Gebieterin vermochte nicht sie wieder zu einiger Fassung zu bringen; denn die Königin hatte mit dem Worte „Flandern" ihr einen Himmel voll Hoffnungen aufgethan, von dem Margarethe selbst nichts wußte, da des Marquis von Varambon jetziger Aufenthalt in diesem Lande, ihr wie der Frau von Tournon, unbekannt geblieben war.

Eglantine wandelte von nun an gleich einer

Träumenden umher; die mitunter sehr hart aus=gesprochenen Ermahnungen ihrer Mutter, gingen unvernommen an ihr vorüber; wohl hundertmal des Tages zog sie heimlich das liebe Bildchen hervor, um ihm von ihren frohen Hoffnungen zu erzählen; sie lebte nur einzig in diesen, und alles hätte um sie her zu Trümmern gehen können, sie hätte es kaum bemerkt, wenn nur der Weg nach Flandern ihr offen blieb.

Die von so vielen Seiten ersehnte Stunde der Abreise kam endlich heran, und das Reisege=folge der Königin Margarethe ordnete sich im Hofe des Louvre, mit einer Pracht, welche alles überstrahlte, was heut zu Tage bei solchen Ge=legenheiten üblich ist, und der nichts abging, als die Bequemlichkeit und Schnelligkeit, an welche unsere Großen jetzt auf Reisen gewöhnt sind. Denn wohl schwerlich möchte eine Fürstin unserer Zeit sich entschließen, in einer von Maulthieren getragenen Sänfte dem Ziele einsam zuzuschleichen, wie ihre Aeltermütter thaten; und wäre diese Sänfte auch ein solches Wunder von Pracht und Kunst, als die der Königin Margarethe von Na=varra es war.

Mit den goldnen Säulen, den großen, herrlich gemalten Fensterscheiben, dem purpurrothen, mit schweren goldnen Franzen und Stickereien geschmückten Sammet, mit welchem sie von innen ausgeschlagen war, glich diese Sänfte einer kleinen köstlichen Kapelle, in der die Königin gleich einem schönen Heiligenbilde thronte. Eine Menge im galanten Geschmack jener Zeit ersonnener Devisen, waren inwendig zwischen den goldnen Verzierungen in Seide gestickt, und die Glasmalerei der Fenster enthielt vierzig sinnbildliche Darstellungen, die sämmtlich auf die Sonne und die Wirkung ihrer wohlthätigen Strahlen Bezug hatten. Jeder von diesen Malereien war noch zum Ueberfluß eine an die Königin anspielende Erklärung in spanischen oder italienischen Versen beigefügt.

Der Sänfte der Königin folgte die etwas minder prächtige der Prinzessin von la Roche sur Yon, und an diese reihte sich die der Frau von Tournon, welcher als Oberhofmeisterin der Königin, eine solche Auszeichnung gebührte. Zehn Hoffräulein zu Pferde, unter denen auch Eglantine war, folgten Letzterer im schönsten Schmucke

fröhlicher Jugendzeit. Das Wehen der Federn auf ihren schön geschmückten Barets, die vielfarbigen Mäntel von Sammt und Seide, die reichen Stickereien, der glänzende Schmuck ihrer weißen Zelter, gewährte einen eben so prächtigen, als reizenden Anblick. Sie glichen dem jugendlichen Gefolge der heiligen Prinzessin Ursula, wie Meister Stephans kunstreiche Hand auf dem Altarblatte im Dome zu Köln es uns darstellt. In sechs, diesen folgenden Wagen, waren den übrigen, zum Gefolge der Königin gehörenden Damen, ihre Plätze angewiesen; ein Kardinal, ein Bischof, mehrere Herren vom ersten Range, eine Menge junger Edelleute, die sämmtlich zu ihrem Hofhalte gehörten, begleiteten die hohe Reisende ebenfalls. Und nun noch die zahlreiche Menge der Bedienten, der Maulthiere und Lastwagen, beladen mit Gepäck aller Art. Alles dieses vereint, gab ein Schauspiel von Schönheit, Pracht und heiterem, regungsvollem Leben, das die Bewunderung aller auf sich ziehen mußte, die auf dem Wege ihm begegneten.

Das Gedränge der im Hofe zahlreich versammelten Zuschauer, erlaubte Anfangs der Sänfte

der Königin kein schnelles Vorschreiten, der Zug kam nur langsam in Bewegung, und Eglantine mußte ziemlich lange an der Seite ihrer jungen Reisegefährtinnen auf ihrem Zelter halten. Ihr Herz klopfte in wonnevoller Ungeduld; vergebens sah sie nach einem ihr gleich fühlenden Gemüthe sich um, in ihrer Nähe, in ganz Paris kannte sie kein ihr befreundetes Wesen, außer die Königin, in der sie ihren Schutzgeist verehrte.

Des armen la Boessiere gedachte sie in diesem Augenblicke nicht, und doch war er ihr nahe; sie erschrak freudig, als er an sie heranritt, und sie entdeckte, daß auch er im Gefolge ihrer gemeinschaftlichen Herrin die Reise mitmachen werde. Wir gehen nach Flandern! flüsterte sie ihm zu. Ein Himmel von Entzücken lag dabei in ihren Augen und in dem weichen, bebenden Wohllaute ihrer Stimme. Ihr seyd glücklich, mein Fräulein! und ich auch! erwiederte la Boessiere und zog sich schnell hinter Eglantinen zurück, indem der Zug jetzt wirklich in Bewegung gerieth.

Es währte einige Tage, ehe die Königin, bei ihrer langsamen Art zu reisen, den französischen

Boden verließ. In jeder Stadt, die sie auf dem Wege berührte, ward sie von ihrem Volke mit Ehrfurcht empfangen, jeder Tag der Reise war vom Morgen bis zum Abende ein allgemeines Fest, denn Jung und Alt lief jubelnd auf ihrem Wege zusammen; wer so glücklich war sie von Angesicht zu erblicken, wer vollends glauben konnte, sie habe ihn nur eine Sekunde lang anzusehen gewürdigt, der pries sich selig für alle kommenden Zeiten. Ihre wundervolle Schönheit erfüllte alle mit Entzücken, man verehrte sie in ihrer Pracht wie ein höheres Wesen, aber auch die schönen Reiterinnen, welche nicht selten ihre unbequemen Masken lüfteten, hörten oft unterwegs das Lob ihrer Reize und Anmuth, das immer erfreulich klingt, kommt es auch aus niederem Munde. Alle befanden sich in einem wahren Freudentaumel, nur Eglantine nicht, denn der Zug ging ihr viel zu langsam. Gleich der Lerche, die hoch über ihrem Haupte vom blauen Himmel herab jubelte, hätte sie dahinfliegen mögen, über Berg und Thal; und fast stündlich winkte sie den jungen la Boessiere zu sich, der sich immer, so viel er konnte, in ihrer Nähe hielt, nur um zu fra-

gen: ist es noch weit bis an die Grenze von Flandern?

Endlich war dieses erste Ziel ihrer Sehnsucht erreicht. Im vollen Glanze der schönsten Sommerzeit breitete sich unabsehbar die reich angebaute Ebne von Flandern vor den Reisenden aus. Sie durchzogen wohlgebaute, reinliche Dörfer, wie sie in Frankreich sie nicht zu sehen gewohnt waren, sie kamen täglich durch mehrere heitere Städte, deren prächtige Kirchen und andere öffentliche Gebäude ihre Bewunderung erregten, und wenn ihnen von den hohen, mit allem Schmucke gothischer Baukunst prangenden Thürmen, schon von Ferne in anmuthigen Weisen das harmonische Glockenspiel entgegentönte, das damals eine ziemlich neue, in Frankreich noch unbekannte Erfindung der Niederländer war, so glaubten sie oft von Engelsstimmrn sich aus der Höhe begrüßt. Die unübersehbar weiten, mit schönen Springbrunnen geschmückten Marktplätze, welche man in jenem Lande selbst in dem kleinsten Städtchen trifft, wimmelt stets von stattlich gekleideten Männern und Frauen, welche mit gutmüthiger Neubegier sich herbeidrängten. Der hohe, starke

Wuchs dieses Volkes, und die damals von der französischen durchaus abweichende Kleidung desselben, verfehlte dagegen nicht, auch auf die Reisenden einen angenehmen Eindruck zu machen; manch rosiges, von blonden Locken umwalltes Mädchengesicht, das ihnen verschämt entgegenlächelte, ward von den Herren in Margarethens Gefolge mit Wohlgefallen bemerkt, und Aller Augen ruhten gern auf dem Ausdrucke von Treuherzigkeit, der im Ganzen die Flammänder bezeichnet.

In allen flandrischen Städten, durch welche der Weg führte, ward die Königin nicht wie eine fremde Fürstin, sondern wie eine dem Lande angeborne, festlich und freudig empfangen. Denn besonders seit der Hinrichtung des Grafen Egmont und so vieler Edlen, verabscheuten fast alle Flammänder in ihrem Herzen das spanische Joch, und sehnten sich, einen französischen Prinzen als ihren Regenten anzuerkennen. Margarethe, zu deren heimlichen Plänen es gehörte, sich und den Ihrigen dieses Volk immer mehr zu gewinnen, nahm dagegen die Huldigungen, die man ihr darbrachte, mit wahrhaft bezaubernder Freun-

lichkeit auf. Kein einziges der für sie bereiteten Feste wurde von ihr ausgeschlagen, in allen Städten, wo man sie dazu einlud, verweilte sie gern, und so dehnte ihre Reise durch dieses Land sich beinahe auf so viele Tage aus, als man jetzt Stunden brauchen würde, um von Paris nach Spaa zu gelangen.

Niemand von dem Gefolge der Königin war mit diesem Zögern unzufrieden, am wenigsten der jüngere Theil desselben, der sich wenig darnach sehnte, in Spaa anzulangen. Dieser Ort war in jenen Tagen nur noch ein kleines, aus wenigen Hütten bestehendes, schmutziges Dorf, das mit dem Tummelplatze aller Vergnügungen der großen Welt, so wie er es jetzt ist, durchaus keine Aehnlichkeit hatte. Nur Eglantine fand an diesen Festen wenig Freude, und so oft sie in die Nähe einer Stadt kamen, richtete sie sich so hoch in ihrem Sattel auf, als sie es konnte, um dem Zuge entgegen zu sehen, der überall im festlichen Prunke aus dem Thore zog, um die nahende Königin zu begrüßen. Ihr scharfer Blick durchlief die Reihen köstlich geschmückter Herren und Frauen, sie suchte unter ihnen die erwartete,

einzig geliebte Gestalt, sank immer mißmuthig wieder zurück, und mochte das getrübte Auge kaum mehr vom Boden erheben, denn der, den sie suchte, war nie unter ihnen zu finden. La Boessiere allein bemerkte dieses, sein Auge umwölkte sich täglich mehr und schwere Seufzer hoben seine Brust. Endlich hatten sie die Thore der Stadt Valenciennes erreicht, und ein neuer Zug kam ihnen, zahlreicher, glänzender, als alle vorhergehenden, entgegen. Strahlend von erneuter Hoffnung, blickte Eglantinens Auge so sehnsuchtsvoll nach ihm hin, daß es la Boessiere nicht ertragen konnte, sie, abermals getäuscht, sich abwenden zu sehen. Er nahte sich ihr ehrerbietig: der Statthalter Don Juan wird erst kurz vor Namur uns mit seinem Hofe entgegenziehen, sprach er leise. Er hat schon heute den Tag erforschen lassen, an dem die Königin in jener Stadt einzutreffen gedenkt, denn er ist willens, sie auf das allerglänzendste zu empfangen, setzte er im gleichgültigsten Tone hinzu, den er anzunehmen vermochte.

Und wenn — wie weit ist es noch bis Namur? fragte erröthend Eglantine. Wir könnten

es schon Morgen erreichen, wenn die Königin hier und in Mons nicht zu lange verweilen will, erwiederte la Boessiere sehr beklommen, und zog sich dann wieder zurück. Leider aber theilte Königin Margarethe Eglantinens Ungeduld nicht. Sie verweilte nicht nur den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht in Valenciennes, und ging erst am folgenden Tage nach dem nahen Mons, sie ließ auch sogar vom Gouverneur dieser letzten Stadt sich bereden, den Aufenthalt in derselben auf volle acht Tage auszudehnen. Dieser Gouverneur, ein naher Verwandter des ermordeten Grafen Egmont, war einer der erbittertsten Feinde des spanischen Jochs, er stand in Flandern im höchsten Ansehen, und es lag der Königin unendlich viel daran, ihn zu gewinnen.

Wie schon oft geschah, so mußte auch hier das Vergnügen der Politik zum Schleier dienen. In ununterbrochener Reihe nahmen Bankette, Musik und Tanz die Tage und mehr als die Hälfte der Nächte ein, Niemand kam zu sich selbst, viel weniger zum Beobachten Anderer. Eglantine litt Todesqualen bei diesem Zögern so nahe am Ziele ihrer Wünsche; ihr einziger Trost war, daß sie

während der Reise weniger als zu Hause dem strengen Tadel und der Aufsicht ihrer Mutter ausgesetzt war. Oft glaubte sie vor ungeduldiger Sehnsucht vergehen zu müssen, wenn ein Tag nach dem andern verstrich, ohne daß der Abreise gedacht wurde. Der einzige la Boessiere schien gleich ihr zu empfinden, denn auch er ward mit jedem Tage ernster und in sich gekehrter, während alle Andere, außer diesen Beiden, nur Lust und Fröhlichkeit athmeten.

Wie denn die Zeit allem, was uns bedrückt oder erfreut, ein Ende zu machen weiß, so führte sie zuletzt auch den Abend des achten dieser, Eglantinen endlos erscheinenden Tage, herbei. Kaum graute der Morgen, der sie endlich der lange ersehnten Stunde des Wiedersehens entgegenführen sollte, als sie sich schon reisefertig machte, und nun anfing die Minuten zu zählen. Doch die Arme hatte sich gewaltig verrechnet, sie mußte noch viele Stunden lang in verzehrender Ungeduld harren, denn des Abschiednehmens schien von allen Seiten kein Ende werden zu wollen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, ehe die Königin in ihrer Sänfte Platz nahm, und nur

drängten sich noch die Flammändischen Damen schaarenweise herbei, um die verschwenderische Pracht derselben zu bewundern; Margarethe brachte mit beispielloser Gefälligkeit noch eine gute halbe Stunde damit zu, diesen Damen die inwendig auf den Sammet gestickten Devisen vorzulesen und die gemalten Sinnbilder auf den Glasfenstern zu erklären. Eglantine konnte sich nicht enthalten, unter ihrer Maske, die sie, wie alle reisenden Damen, tragen mußte, bittere Thränen zu vergießen. Die Ungeduld preßte sie ihr aus, und letztere erstieg den höchsten Grad, als der Zug der Reisenden sich, schneckenartiger als je, fortbewegte; denn die Flammändischen Edelleute ließen es sich nicht nehmen, die Königin noch eine gute Strecke, bis an die Grenze des Gebiets der Stadt Mons, zu begleiten, und Margarethe erwiederte diese Höflichkeit dadurch, daß sie während dem ganzen Wege aus ihrer Sänfte heraus, ein lebhaftes Gespräch mit ihnen fortwährend unterhielt.

So ging es weiter, bis man schon in der Ferne den Staub erblickte, den der zum Empfange der Königin mit einem starken Gefolge heranna-

hende Statthalter erregte. Die Flammändischen Edlen nahmen jetzt eilends Abschied, um nicht mit diesem, als Bruder Philipps des Zweiten ihnen doppelt verhaßten Spanier, zusammenzutreffen, und Eglantine gerieth in der hierdurch im Zuge entstehenden Unordnung, ganz in die Nähe ihrer Gebieterin. Diese ward ihres jungen Lieblings gleich gewahr. Reitet neben meiner Sänfte, Fräulein, sprach sie freundlich, auch Eure Gefährtinnen sollen mich umgeben, während wir jenem stolzen Spanier entgegenziehn. Ich habe erfahren, wer dort in Don Juans Gefolge sich wahrscheinlich naht, und möchte Augenzeuge eines gewissen Wiedersehens seyn, setzte sie mit feinem Lächeln hinzu. Eglantine konnte im Entzücken über diesen Befehl nur dankbar sich verneigen, ihre Seele war in ihren Augen, um in weitester Ferne die geliebte Gestalt zu entdecken.

Der Zug kam näher und näher, ein günstiger Windstoß zertheilte die Staubwolke, die ihn verhüllte. Welcher ist es? flüsterte die Königin Eglantinen zu, ist es nicht der schöne junge Mann, dicht hinter dem Prinzen, dessen hoher blau und weißer Federbusch alle andere überragt? Eglan

tine schwieg, denn in der heftigen innern Bewegung, in der sie sich befand, hatte sie die Frage der Königin überhört, aber Margarethe sah es deutlich ihr an, daß sie nicht falsch gerathen habe.

Don Juan und Alle, die ihm folgten, schwangen sich vom Pferde, so wie sie der hohen Reisenden näher kamen. Der Marquis von Varambon stand wenige Schritte von Eglantinen, während der Statthalter und die Königin einige höfliche Worte mit einander wechselten, doch leider schien er ihrer nicht gewahr zu werden. Seine Blicke schweiften von Margarethen zu ihren Damen, doch an Eglantinen gingen sie achtlos vorüber. Die Arme glaubte vor Schmerz und Entzücken zu vergehen, Nacht umdunkelte ihr Auge, sie schwankte und vermochte es kaum, sich im Sattel zu erhalten.

Er kennt mich nicht! er kennt mich nicht! klagte sie innerlich, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, und eine bange Ahnung, die ihr selbst nicht klar wurde, preßte, wie mit Tiegerklauen, ihr das Herz zusammen. Freilich konnte er mich hier nicht erwarten, und die häßliche, schwarze Sammtmaske, die ich nicht abnehmen

darf, verbirgt mich ihm auch, sprach sie sich selbst zum Trost; ich freilich, ich hätte in der unkenntlichsten Verhüllung ihn gleich wieder erkannt, ich glaube, selbst in der schwärzesten Mitternacht hätte ich seine Gegenwart wenigstens ahnend empfunden.

Es war spät geworden, eine mondlose Nacht überraschte die Reisenden, ehe sie in Namur einzogen, doch auf Don Juans Veranstaltung leuchtete die Stadt im Schimmer vieler tausend Lampen, wie im hellsten Mittagsglanze ihnen entgegen. Alles Hoffen Eglantinens ruhte für diesen Abend nur auf dem Feste, das sie, wie gewöhnlich, in der Wohnung der Königin bereitet zu finden erwartete. Wie wird er freudig erstaunen, wenn er im glänzenden Saale, so ganz unvermuthet mich antrifft! jubelte sie innerlich, so oft sie in den hell erleuchteten Straßen der blau und weiße Federbusch ganz nah an ihr vorüberstreifte, was ziemlich oft geschah. Doch auch diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Don Juan beurlaubte sich bei der Königin, sobald er sie in die mit mehr als fürstlicher Pracht für sie eingerichteten Zimmer geführt hatte, denn er glaubte mit Recht voraussetzen zu dürfen, daß nach einem so

ermüdenden Tage, ihr für diesen Abend nur Ruhe wünschenswerth seyn könnte.

Zum ersten Male betrübte sich Eglantine über den Aufschub von Festlichkeiten, deren sie früher so viele mit großen Ueberdrusse beigewohnt hatte. Alles ging frühzeitig auseinander, um der Ruhe zu pflegen, und auch Eglantinen blieb nichts weiter übrig. In der Einsamkeit des ihr angewiesenen Zimmers zog sie sogleich ihr liebes kleines Bild hervor, um es anstatt des Geliebten, mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er sie nicht gleich erkannt habe; doch diese gingen bald in süße Träumereien und ernste Pläne für den morgenden Tag über, den sie nicht anders, als für ihr ganzes Leben entscheidend denken konnte. Sie hoffte, Varambon solle in seinem Fürsten einen nicht minder mächtigen Fürsprecher bei ihrer Mutter sich erwerben, als sie in ihrer Königin schon gefunden zu haben gewiß war; sie dachte mit banger Sorge daran, wie die strenge Obhut ihrer Mutter die Wonnen des kommenden Tages ihr verkümmern werde, und empfahl zuletzt sich und ihre Liebe dem Schutze der heiligen Jungfrau, deren schönes, mild lächelndes Bild einen kleinen

Betaltar in ihrem Zimmer schmückte. Fromm und schuldlos wie ein Kind, an dessen Lager Engel Wache halten, entschlummerte sie endlich über dem Beten, und kein banger Schreckenstraum nahte ihr im Dunkel der Nacht, um mit vorahnendem Grauen sie zu erfüllen.

Eglantine erwachte früh. Zuerst begrüßte sie das Morgenroth mit jenem wonnigen Zagen einer jungen Braut, die den Tag heraufsteigen sieht, welcher sie dem längst geliebten Manne auf ewig vereinigen soll; dann eilte sie, mit mehr als gewohnter Sorgfalt sich festlich zu kleiden, um die Königin in die Kirche zu begleiten, wo Don Juan für sie ein feierliches Hochamt veranstaltet hatte.

Dort also, an heiliger Stätte, soll er zuerst mich begrüßen, dachte erröthend die fromme Eglantine und sank in Demuth vor dem Muttergottesbilde am Altare hin. Ave Maria betete sie, du bist die Mutter aller Huld und Liebe, vergib, o du Gnadenvolle, wenn irdische Freude dort unsre Herzen zu mächtig ergreift, und unsre Gedanken, die nur dem Himmel geweiht seyn sollten, herab zur Erde zieht. Maria, ich grüße dich tief ge-

beugt, in kindlicher Demuth, ich flehe zu dir, nimm den Geliebten und mich in deinen mächtigen Schutz; laß unsre Liebe uns nicht zur Sünde angerechnet werden, weil wir selbst im Tempel des Allerhöchsten uns nicht des Gedankens an sie werden entschlagen können, ora, ora pro nobis flehte sie innigst mit zum Himmel gerichteten Augen, den Rosenkranz in der Hand.

So finde ich Dich endlich, wie ich Dich finden sollte, sprach Frau von Tournon, die in diesem Augenblicke hereintrat, um ihre Tochter zur Königin abzuholen. Rufe die Heiligen immer an, daß sie vor Irrwegen Dich bewahren mögen, denn ich vernahm so eben, daß der Marquis von Varambon sich hier im Gefolge Don Juans befindet. Ich komme hauptsächlich, um Dich zu warnen, laß dieses wunderliche Zusammentreffen Dich zu keinen thörichten Hoffnungen verleiten, es kann in Deiner Stellung gegen ihn nichts verändern, das glaube fest; es kann nichts als für den Augenblick sie beschwerlicher machen. Denke stets daran, daß ich Deine Schritte bewache, und jedes Vergessen von Deiner Seite nach Verdienst zu bestrafen wissen werde. Sey auf Deiner Hut,

ich warne Dich zum letzten Male, und nun folge mir zur Königin.

Sobald die Königin in der Kirche erschien, tönte eine rauschende Musik von Geigen und Hörnern durch das weite hohe Gewölbe und selbst in diesem, dem Herrn der Welten geweihten Tempel, leuchtete überall das Prunken irdischer Größe und Herrlichkeit hervor, das jene Zeit so charakteristisch bezeichnet. Die Königin strahlte mit der Sonne um die Wette; ein Firmament von Sternen, aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt, umgab, gleich einem Heiligenschein, ihr wunderschönes Gesicht; ein reiches Gewand, gewebt aus Silber und orangefarbner Seide mit lang herabhängenden Ermeln, mit unzähligen Flittern, Bändern und Quästchen besetzt, bezeichnete auf das vortheilhafteste ihren hohen üppigen Wuchs. Die blendend weißen Schultern waren allen Blikken Preis gegeben. Die Fürstin war die Erste, welche, im stolzen Bewußtseyn ihrer Schönheit, diese freie Art sich zu kleiden in Frankreich eingeführt hatte. Alle Damen, die auf Eleganz und Geschmack Ansprüche machten, beeiferten sich,

ihrem Beispiele zu folgen, nur Eglantine konnte sich nicht entschließen, eine Tracht anzunehmen, welche sie für unbescheiden hielt. Im Hause ihrer Schwester war sie an die damals weit strengere spanische Sitte von Jugend auf gewöhnt worden, und ging daher auch in Paris stets so sittsam verhüllt, als sie es durfte, ohne zu auffallend von dem allgemeinen Gebrauch abzuweichen. Auch dieses Mal war sie ihrer gewohnten Art sich zu kleiden treu geblieben, in ihrem Gewande von blendend weißer Seide, einen Perlenkranz im lichtbraunen Haar, glich sie in der Mitte dieser prunkenden stattlichen Damen dem verspäteten Schneeglöckchen, das in ein Tulpenbeet sich verirrt hat, und dessen bescheidnen Reiz Niemand bemerkt. Ihr ganzes holdes Wesen hatte ohnehin so wenig Blendendes, daß man in einiger Entfernung sie leicht übersehen konnte, und nur in der Nähe wußte ihre unbeschreibliche Lieblichkeit die Herzen zu gewinnen. Auch Varambon schien dieses heute zu finden, er saß in der Kirche ihr gerade gegenüber, seine Blicke schweiften zuweilen nach ihrer Seite hin, doch obgleich keine neidische Maske ihm dies Mal ihre Züge verbarg, so

war es dennoch, als ob er sie eben so wenig erkenne als am gestrigen Abend.

Immer noch, immer noch bemerkt er mich nicht, seufzte das liebende Mädchen, ach! was hilft es mir, ihm nahe zu seyn, wenn er nicht meine Freude darüber theilen kann. Mit kindlicher Unbefangenheit wagte sie es sogar, die heilige Jungfrau in dieser Herzensnoth anzurufen, und sie zu bitten, das Auge des Geliebten ihr zuzuwenden, dann schalt sie sich wieder, eben um dieses Gebets willen, eine Sünderin, die es wage, an heiliger Stätte irdische Wünsche zu hegen, und suchte das Nichtachten des Geliebten als einen Beweis seines frommern Sinnes sich auszulegen. So quälte sie sich hin, bis der Gottesdienst beendet war. Doch auch beim Herausgehen aus der Kirche bemerkte Varambon sie eben so wenig als vorher, obgleich sie dicht an ihm vorüberstreifte; und auch als sie bald darauf im Gefolge der Königin den Speisesaal betrat, den Don Juan mit königlicher Pracht hatte ausschmücken lassen, fiel keiner seiner Blicke auf sie.

Bei der Mittagstafel speis'te die Königin mit Don Juan an einem besondern Tische, an welchem

König Philipps stolzer Bruder sich von spanischen Granden auf den Knien bedienen ließ. Für die übrigen Herren und Damen war in ehrerbietiger Entfernung eine große Tafel bereitet, an welcher nach spanischer Sitte die Damen an der einen, die Männer an der andern Seite saßen. Varambon hatte Eglantinen schräge gegenüber seinen Platz gefunden, zu weit von ihr entfernt, um mit ihr sprechen zu können, doch immer nahe genug, um sie deutlich zu sehen. Doch vergebens bot sie auch jetzt alles auf, um seine Blicke sich zuzuwenden. Zwar suchte sie sich immer noch zu überreden, er habe wirklich sie bis jetzt noch nicht gesehen, aber es betrübte sie doch, und es ward ihr schwer, in dieser peinlichen Lage sich äußerlich ruhig zu verhalten, bis die Tafel aufgehoben ward.

Ein Ball, der bis zum Einbruche der Nacht sich verlängerte, folgte gleich nach der Mittagstafel. Die Königin eröffnete ihn an der Seite ihres vornehmen Gastfreundes, mit einem jener ernsten spanischen Tänze, die damals überall Mode waren. Doch man hätte denken können, dieser Tanz sey von ihr deshalb erfunden worden, um die hohe Majestät ihrer Gestalt, die ihr eigen-

thümliche Grazie der Bewegung im hellsten Lichte zu zeigen. Lächelnd wie die Göttin der Liebe, ging sie Anfangs an der Hand ihres Führers einige Schritte, der anmuthigste Ausdruck inniger Freude leuchtete auf ihrem wunderholden Gesichte, dann wandte sie plötzlich kalt und spröde sich wieder von ihm ab, und tanzte eine Weile allein, eine Juno an Gestalt und Ausdruck, bis die mannichfachen Verschlingungen des Tanzes sie ihrem Tänzer wieder zuführten, der jung, schön, und in der reichen spanischen Kleidung, der Ehre wohl werth schien, neben dieser seltnen Frau sich zu zeigen.

Immer enger und enger drängte der Kreis der Zuschauenden sich zusammen, aller Augen hingen mit unverstelltem Entzücken an dem schönen Paare, als la Boessiere diese Zeit benutzte, um unbemerkt Eglantinen sich zu nähern, die er zu vermeiden geschienen hatte, seit Don Juan vor Namur ihnen entgegen kam. Habt Ihr keine Befehle für mich? mein Fräulein! habt Ihr Eurem treuesten Diener nichts aufzutragen? fragte er so leise, mit so weicher Stimme, als stände er am Todesbette eines sterbenden Freundes.

Eglantine sah mit einem Blicke voll unnennbarem Weh lange zu ihm auf. O ja — nein, nein — und doch — erwiederte sie endlich in ängstlicher Verwirrung. Habt Ihr den Marquis gesehen, gesprochen? fragte sie zuletzt kaum vernehmlich.

Ich habe ihn gesprochen, er erkundigte sich nach Eurem Befinden, mein Fräulein, erwiederte la Boessiere mit gesenktem Blicke.

Wenn war das? Er hat mich also gesehen, erkannt? fragte Eglantine mit ängstlicher Hast.

Schon gestern, war die Antwort, er fragte nach Euch, noch ehe wir Namur erreichten, doch hat er mit keinem Auftrage an Euch mich beehrt.

Eglantine schwankte. Wieder fühlte sie jene Tiegerkralle, ihr das Herz zusammendrückend, Luft und Athem ihr raubend. La Boessiere sah ihr Erbleichen, er bat sie, ihm zu erlauben, sie außer dem Kreise zu einem Bogenfenster zu führen, wo sie unbemerkt einen Augenblick sich erholen könne. Das Stehen in der drückend schwülen Luft, von dieser Menge zusammengepreßt, greift sichtbar Euch an, mein Fräulein, sprach er

bittend, Ihr werdet immer bleicher, laßt, o laßt Euch zu jenem entfernten Sessel geleiten.

Ja führt mich, führt mich, wo ich vor Allen, vor mir selbst mich verbergen kann, erwiederte leise die einer Ohnmacht sich nahe fühlende Eglantine. Doch nein, nein, rief sie plötzlich, und nahm gewaltsam sich zusammen, meine Mutter sieht nach uns herüber, ich darf nicht fort, ich bleibe, auch ist es vorbei! der Schwindel, meine ich, der vorhin mich ergriff. Ich danke Euch für Eure Sorgfalt, guter la Boessiere, setzte sie gleichsam ihn verabschiedend hinzu, und so blieb ihm nichts weiter übrig, als stets zu ihrem Dienste bereit, sich in ihrer Nähe zu halten.

Mit einer Anstrengung von Kraft, die man einem so jungen Kinde kaum hätte zutrauen können, blieb Eglantine von nun an bei der Gesellschaft. Zwar weigerte sie sich, zu tanzen, aber sie hörte Alle, die sie anredeten, freundlich an, sie antwortete auch und zwang sich dabei zu lächeln. Viele in der Gesellschaft, welche sie früher in Arras gekannt hatten, und die das Verlangen, die Königin zu sehen, nach Namur gezogen hatte, begrüßten sie als eine alte Bekan

und drückten ihre Freude darüber aus, sie hier wieder zu finden. Ihr ward bei dem warmen Antheile, den diese fremden Leute ihr bewiesen, als sterbe sie und freue sich zu sterben, besonders als Varambon einmal mit einer kalten fremden Verbeugung sie aus der Ferne begrüßte, ohne den mindesten Versuch, sich ihr gleich den Andern zu nähern. Doch sie blieb auch hier standhaft, nur ein einziger ihn anklagender Blick ihres thränenschweren Auges, das sie schnell wieder von ihm abwandte, beantwortete seinen Gruß.

Endlich war der Ball beendet und die Gesellschaft im Begriff auseinander zu gehen.

Frau von Tournon ergriff diesen Augenblick, um ihrer Tochter noch ein paar flüchtige Worte zu sagen. Ich bin im Ganzen mit Deiner Aufführung zufrieden, sprach sie, obgleich ich wohl eigentlich dem Marquis von Varambon sie zu verdanken habe, der Dir das Spiel ungemein erleichtert hat. Ist das der feurige Liebhaber, der bereit seyn sollte für Euch in den Tod zu gehen? Werdet Ihr endlich jetzt anfangen mir zu glauben, wenn ich Euch versichere, daß alle diese großen Leidenschaften, von denen ihr so viel We-

sens macht, am Ende auf ein leeres Possenspiel hinauslaufen?

Mutter! Mutter! rief Eglantine mit dem Ausdrucke der tiefsten Verzweiflung.

Stille, stille, keine Scene, wenn ich bitten darf, fiel Frau von Tournon ein, glaubt nur nicht, mich treuherzig zu machen, glaubt nur nicht, daß ich nicht recht wohl begreife, wie diese berechnete Zurückhaltung von seiner Seite vielleicht nichts weiter als eine Maske seyn kann, um die scharfsehende Mutter irre zu führen. Unter meinen Augen spielt man den Kalten, um mich einzuschläfern, doch ich bin so leicht nicht zu täuschen, das soll der schlaue Herr Marquis zeitig genug erfahren; ich vermag noch immer, die untere Seite der Karten zu unterscheiden, spielt Euer Spiel so fein als Ihr wollt.

Jugend, Liebe, arglose Unschuld, was wären die nicht alles zu glauben bereit! Die Worte der Frau von Tournon, so hart sie auch klingen mochten, gaben Eglantinen dennoch den einzigen Trost, für den sie in diesem Augenblicke empfänglich war, und gern hätte sie dafür ihre Knie dankbar umfaßt, wenn sie dieses gedurft hätte

Ja es mußte so seyn, die Mutter hatte Recht! Eglantine machte in ihrer Arglosigkeit sich sogar Vorwürfe darüber, diese einzig mögliche Entschuldigung des Geliebten nicht gleich in ihrem eignen Gemüth gefunden zu haben. Sie durchlebte in Gedanken noch einmal alle Stunden des eben beendeten Tages, es ließ sich nicht ableugnen, keine einzige derselben hatte den Liebenden nur eine unbelauschte Minute zum vertrauten Gespräche geboten, überall und immer waren sie von fremden, kalten Augen umgeben geblieben.

In der Einsamkeit ihres Zimmers zog Eglantine wieder ihr liebes Bildchen hervor. Nein! diese edlen Züge konnten keinem treulosen Herzen zur Maske dienen; unter heißen Thränen bat sie es ihnen ab, daß sie so unnützer Weise sich selbst den Tag über gequält habe. Je länger sie fern vom beängstenden Gewühle der Gesellschaft, Varambons Bild betrachtete, je deutlicher ward es ihr, daß sie eigentlich sein Bestreben, sich immer in gemessener Entfernung von ihr zu halten, ihm innig verdanken müsse. Denn wie wäre es ihm und ihr möglich gewesen, nach so langer Trennung sich in der Gesellschaft zu sprechen, und

doch ihr Gefühl dabei genugsam zu bemeistern, um sich nicht zu verrathen? Sie hatte ja doch selbst bemerkt, wie die Blicke des Geliebten sie heut oft genug trafen; freilich wandte er sie sogleich wieder ab, sobald sie den ihrigen begegneten, doch das war ebenfalls eine sehr lobenswerthe Vorsicht von seiner Seite. Und daß er durch la Boessiere keine Botschaft an sie gesandt hatte, war es auch, denn wie konnte er wissen, ob dieser Jüngling in den jetzigen Verhältnissen die alte Neigung und Ergebenheit ihm bewahrt habe?

Treue und Glauben hatten zu feste Wurzel in Eglantinens Gemüthe geschlagen, Wankelmuth und Verrath kannte die Unerfahrne nur dem Namen nach, wie die Gespenster, von denen in ihrer Kindheit die Amme ihr erzählt hatte. Sie hatte nie an diese glauben können, wenn gleich im Dunkel der Nacht oft ein Grauen davor sie ergriff, und dieses Grauen verschwand jedes Mal, sobald die Sonne wieder am Himmel stand.

Jetzt war es dasselbe; Varambon und seine Liebe waren die Sonnen ihres innern Lebens; Frau von Tournon hatte ohne es zu wissen oder zu wollen, die nächtlichen Schatten zerstreut, d

ihr jene einen Augenblick lang verdunkelten; klar und erwärmend gingen sie in ihrem Gemüthe wieder auf, und das fromme Kind sank vor dem kleinen Altare in dankbarem Gebete hin, unter heißen Thränen, die fast Freudenthränen glichen, obgleich der alte Schmerz noch immer in ihrem Innern nachbebte. Ihr war wie Einem, der von großen Gefahren auf ganz unerwartete Weise gerettet ward; der aufgeregte Sinn vermag dann nicht gleich die Wahrheit dessen, was geschah, zu begreifen, und es wird ihm schwer zu glauben, daß alles überstanden und in der That nichts weiter zu fürchten sey.

Die Königin hatte es dem dringenden Bitten des Don Juan nicht abschlagen können, noch einen Tag in Namur zu verweilen. Wie der vergangene, so begann auch dieser mit einem feierlichen Gottesdienst, nach welchem aber den hohen Gast ein Fest erwartete, welches sich von denen der vorigen Tage unterschied, und dem Alle auf das fröhlichste zueilten. Eine prächtige Jacht harrte am Ufer der Maas, um die Königin und ihre Gesellschaft nach einer Insel zu führen, welche in einiger Entfernung mitten im Strome lag.

Eine Menge hübscher Gondeln, geschmückt mit grünen Lauben, hochflatternden Bändern und Blumenkränzen, umschwärmten das größere Schiff; aus einigen derselben ertönten Blasinstrumente in fröhlichen Weisen, in andern nahm der Theil der Gesellschaft Platz, der im Fahrzeuge der Königin nicht Raum fand; zahllose Zuschauer jubelten längst dem Ufer, alles athmete Freude und Lebenslust. Mit den bunten Wimpeln, den schneeweißen Segeln spielten schmeichelnde Lüftchen, der Strom gab das Bild des über ihm sich wölbenden, tiefblauen Himmels treulich wieder, und die kleinen Wellen hüpften mit ihren vom Sonnenscheine vergoldeten Häuptern um die Schiffenden her, als wären sie neugierig die zu sehen, welche sie auf ihrem Rücken im fröhlichsten Tanze den Strom hinabtrugen.

Die Mittagstafel war auf der Insel in einem großen, aus grünem Epheu erbauten Saale bereitet, den ringsum kleinere Lauben umschlossen, in welchen sich die Tafelmusik befand. Frische Blumenkränze prangten hier neben reichen Teppichen und allem Luxus jener verschwenderischen Zeit; überall sah man das Streben, königliche

Pracht mit einer Art verfeinerter Ländlichkeit zu vereinen. Nach der Tafel vereinzelte sich die Gesellschaft in die Laubgänge und Boskets des Lustgartens, welcher über die ganze Insel sich erstreckte, und die geschäftige Dienerschaft bemühte sich indessen, den Speisesaal in einen Ballsaal zu verwandeln.

Jetzt, jetzt, dachte Eglantine mit klopfendem Herzen, jetzt ist der Augenblick da; in diesen dichten Laubgewölben, wo kaum die Strahlen der Sonne hindurchdringen können, wird er mich suchen, mich finden. Diese einzige, wahrscheinlich nie so wiederkehrende Gelegenheit kann er ungenutzt nicht entfliehen lassen, wenn — wenn er mich noch liebt.

Varambons Benehmen war auch heute den ganzen Tag sich gleich geblieben, und obgleich Eglantine mit aller ihr nur möglichen Anstrengung sich bemühte, die Ansicht festzuhalten, welche sie gestern sich errungen hatte, so ward ihr dieses doch durch seine Gegenwart unendlich erschwert. Es schien ihr nur zu oft, als spiele er die angenommene Rolle der Gleichgültigkeit doch gar zu natürlich, und bange Zweifel stiegen von

neuem in ihr auf, die sie kaum zu unterdrücken vermochte.

Aengstlich und freudig, hoffend und zagend, durchstreifte Eglantine jetzt ganz allein die abgelegensten Gänge und Lauben der Insel, nur la Boessiere, von ihr unbemerkt, folgte ernst und in sich gekehrt ihren Schritten, und suchte sie aus der Ferne immer in Auge zu halten.

Eglantine strebte so viel als möglich von der Gesellschaft ferne zu bleiben, um dem Geliebten das Zusammentreffen mit ihr zu erleichtern; bei jedem leichten Geräusch fuhr sie mit freudigem Erschrecken zusammen, doch immer umsonst. So ging sie lange umher und immer schwerer ward ihr Herz, immer trüber ihr Auge. Da schimmerte plötzlich Varambons Gestalt dicht neben ihr durch die Laubwand, er war ganz allein, nur eine dünne durchsichtige Hecke trennte sie von ihm, ein freudiger Schrei entschlüpfte ihren Lippen, sie rief ihn bei Namen — er aber wandte plötzlich sich ab, und ging mit eilenden Schritten den Gang hinunter. Sie konnte es sich nicht verbergen, er hatte sie gesehen, sie erkannt, und ihr Herz erstarrte in eiskalter Hoffnungslosigkeit.

Die Sonne sank dem Strom zu, Himmel und Wasser schienen in einem Feuermeer zu entbrennen, und die Gesellschaft suchte ihre Fahrzeuge wieder auf, um langsam stromauf der Stadt zuzugleiten. Alle waren heitrer und fröhlicher, nach dem Genuß dieses Tages; Eglantine allein saß still wie ein Marmorbild, und nur der Abglanz des Abendrothes lieh ihren todtenbleichen Zügen einen trügenden Anschein von Leben; kein Ton aus dem frohen, regen Treiben um sie her schien ihr Ohr zu berühren. Erstarrt im Gefühl ihres tiefen Schmerzes, war ihrem Geiste jetzt sogar das Bewußtseyn der Ursache ihres Leidens entschwunden, nur ein namenloses Weh war ihr geblieben, das, von ihrem Herzen ausgehend, in eiskalten Schauern durch ihr ganzes Wesen sich verbreitete. Das Schiff landete, mechanisch trat sie aus demselben, mechanisch folgte sie der Königin und begab sich endlich in ihr Zimmer.

Alle, die am folgenden, zur Abreise von Namur bestimmten Morgen, Eglantinen erblickten, glaubten deren Schatten zu sehen, und fuhren erschrocken zurück; so todtenbleich waren die regungslosen Züge ihres Gesichts, so schwan-

kend ihr Schritt, so geisterartig ihre Haltung. Die sonst so rührende Gestalt hatte etwas unnennbar grauenhaftes und fremdartiges angenommen; selbst Frau von Tournon erschrak über ihren Anblick, und fühlte von Besorgniß um die Tochter sich ergriffen, doch ihre Grundsätze hielten sie ab dieses zu äußern, und sich liebevoll nach Eglantinens Befinden zu erkundigen.

Während ihres Aufenthalts in Namur war Königin Margarethe zu umringt gewesen, zu sehr mit Repräsentiren beschäftigt, um sich viel um Eglantinen bekümmern zu können. Sie gedachte ihrer wohl zuweilen, aber sie meinte, sie sey glücklich im Vereine mit dem Geliebten, und glaubte genug für sie zu thun, indem sie absichtlich Frau von Tournon so beschäftigte, daß diese fast keinen Augenblick übrig behielt, den sie hätte anwenden können, die Liebenden zu bewachen oder zu stören. Im großen Saale, wo Alle kurz vor der Abreise sich versammelt hatten, fiel Eglantinens verändertes Aussehen zwar auch der Königin auf, doch sie schrieb es nur dem Schmerz über die Trennung von dem Geliebten zu, und es machte ihr weiter keine Sorge. Sie winkte Eglantinen freundlich

sich zu nahen, und diese, die heut immer schweigend ging und kam, wie man es wollte, folgte augenblicklich dem Wink. Seyd doch nicht so ganz ein Kind, Kleine! flüsterte freundlich die Königin, und streichelte mit liebkosender Hand die eiskalte bleiche Wange des jungen Fräuleins, wir bleiben ja fürs erste hier in der Nähe. Euer Freund hat freilich bis jetzt nicht von Euren Herzensangelegenheiten mit mir sprechen können, weil kein günstiger Augenblick sich dazu finden wollte, doch seyd darum gutes Muthes, und verlaßt Euch auf mein königliches Wort, Euer Glück soll dauerhaft begründet seyn, noch ehe wir nach Frankreich zurückkehren. Nun aber laßt auch das Köpfchen nicht mehr so sinken, und lächelt wieder wie sonst.

Eglantine wollte dem Befehle Gehorsam leisten, doch aus ihrem Bestreben zu lächeln, ward die Geberde schmerzlichen Weinens, obgleich keine Thräne ihr starres, trockenes Auge mehr netzte.

In diesem Augenblicke flogen die Thüren auf, und Don Juan trat mit den Ersten seines Hofes herein, um die Königin zu dem nämlichen Fahrzeuge zu geleiten, auf welchem sie Tages zuvor die Lustfahrt nach der Insel gemacht hatte; denn

es war von ihr beschlossen worden, auf der Maas bis nach Lüttich zu schiffen, das nur wenige Stunden von Spaa entfernt liegt. Don Juan verließ die Königin nicht eher, bis Alle eingeschifft waren, dann ließ er sich wieder ans Land fahren. Die Königin blieb indessen mit ihren Damen auf dem Verdecke stehen, Don Juan mit seinem Gefolge am Ufer. Abschiedsgrüße flogen hinüber und herüber, weiße Tücher flatterten in allen Händen, während das schön geputzte Schiffsvolk das Fahrzeug vom Lande abstieß.

Varambon stand mit mehreren Herren am Ufer, und betrachtete mit einem ganz eigenen ernsten Blicke das eben absegelnde Schiff. Was war das? sprach er gerade im Momente der Abfahrt, sichtbar erschrocken, zu dem neben ihm stehenden Don Ludwig von Gonzago. Hörtet Ihr auch diesen furchtbaren langgezognen Schrei, wie nur der entsetzlichste Schmerz ihn auspressen kann?

Don Ludwig lachte; Ihr hört immer sonderbare Dinge! erwiederte er, was wird es denn Großes gewesen seyn? irgend eine Dame, die sich einbildet, bei einer so gefährlichen Wasserfahrt sich ein wenig zieren zu müssen, oder eine Zofe, die

das Schaukeln des Fahrzeuges aus dem Gleichgewichte brachte. Schreien müssen die Frauen einmal bei jeder Gelegenheit, das dächte ich, wüßtet Ihr.

Varambon sah noch immer dem Schiffe nach, das jetzt pfeilschnell stromabwärts segelte, er schien Don Ludwigs Rede gar nicht beachtet zu haben. Der Schrei war furchtbar, sprach er halb für sich hin, es war ein entsetzlicher Ton, wie ich nie ihn gehört habe, und die Stimme — doch nein, das kann nicht seyn — diese süße rührende Stimme — es ist ganz unmöglich. Doch seht, Don Ludwig, seht, wie alles auf dem Verdecke in Bewegung geräth, irgend etwas, ein Unglück muß geschehen seyn, alles sammelt auf einem Punkte sich zusammen, die Damen, seht, auch die Königin, ich erkenne sie an ihrem feuerfarbnen Barett mit den hohen Federn. Seht, o seht, um Gotteswillen, seht, das Gedränge wird immer größer.

Ich sehe nur, daß die Königin sich in die untern Regionen des Fahrzeuges begeben will, da sie doch nicht die ganze Reise über auf dem Verdecke stehen bleiben kann. Die Cajütentreppe ist ein gutes Theil schmäler, als die Haupttreppe im

Palast, daher geht es dabei ein wenig enge her, und der Zug sieht von fern etwas tumultuarisch aus, das ist das ganze Unglück, erwiederte Gonzago.

Ihr mögt Recht haben, ich sehe es jetzt selbst, die Damen steigen hinab, das Verdeck wird allmählich leer — seltsam war es aber doch und schauerlich. Gonzago schalt lachend seinen Freund einen Träumer und ritt mit den Uebrigen davon; Varambon aber blieb allein am Ufer, den Blick fest auf das Fahrzeug geheftet, das jetzt sehr schnell sich entfernte, bis es der Lauf des Stromes seinen Augen völlig entzog.

---

Noch ist es keinem gelungen, alle Tiefen zu ergründen, welche die menschliche Brust verbirgt; oder zu erforschen, wie es zugehe, daß, ohne einander zu zerstören, die widersprechendsten Gefühle zu gleicher Zeit in einem und demselben Herzen Raum finden können. Viele behaupten: Liebe gränze an Haß, an Grausamkeit sogar. Dem weichfühlenden Gemüthe wird es schwer, dieses zu glauben, doch der Anblick dessen, was um uns her

vorgeht, zwingt uns zuweilen die Ueberzeugung davon auf, und leider gehört auch die Geschichte des Fräuleins von Tournon zu denen, welche jene Behauptung bestätigen.

Varambon hatte Eglantinen wirklich geliebt, und liebte sie selbst dann noch, als er mit erfinderischer Grausamkeit sie zu quälen suchte; denn nicht seine Gleichgültigkeit gegen sie war der Feind, der ihr Leben vergiftete, sondern ungemeßne Eitelkeit, die einen Grundzug seines Charakters ausmachte. Diese hatte schon zu dem ersten Entstehen seiner Liebe weit kräftiger mitgewirkt, als weder Varambon im Bewußtseyn eigner Vorzüge, noch die anspruchslose Bescheidenheit seiner Geliebten, es anerkennen mochten. Denn Eglantinens Stellung in Arras, wo ihre Schwester gleich einer Fürstin verehrt wurde, war sehr glänzend, und erhob sie damals weit über ihres Gleichen. Wo sie erschien ward sie als die Erste anerkannt, alles bestrebte sich ihr zu gefallen und die Ueberzeugung: die Liebe eines so von allen Seiten ausgezeichneten Wesens sich erworben zu haben, mußte allerdings das stolze Gemüth des jungen Marquis entzücken und Eglantinen seine Treue sichern. Der

Widerspruch seiner Verwandten entflammte vollends zur glühenden Leidenschaft, was vielleicht Anfangs nur das erste Erwachen eines, von Natur feurigen, bis jetzt aber in mönchischer Beschränktheit vegetirenden Herzens gewesen war; um so mehr da die Art, mit welcher jener Widerspruch ausgesprochen wurde, zugleich auch Varambons Stolz beleidigen mußte.

Der Wunsch zum Besitze der Geliebten zu gelangen, vereinte sich in seinem Gemüthe mit dem, sich von den Fesseln eines Standes zu befreien, der ihm verhaßt war. Das Betragen seines Bruders machte ihm dessen Vormundschaft unerträglich, die dieser weit über die natürlichen Gränzen derselben ausdehnen zu wollen schien, und so kam es, daß Varambon für seine Liebe und für seine Freiheit zugleich streiten mußte, und wahrscheinlich wußte er selbst nicht, für welche von beiden er damals am eifrigsten kämpfte.

In Namur, am Hofe eines stolzen, geistreichen, Pracht und Vergnügen liebenden Fürsten, mußten Varambons Ansichten vom Leben, und seine Ansprüche an dasselbe, sich freilich unendlich erweitern; hier erst lernte er ganz erkennen, mit welcher

Gewalt über die Herzen die Natur ihn beschenkt habe. Schönheit ist an sich schon ein offner Empfehlungsbrief an die Welt, der vom Throne bis zum Hüttendach anerkannt wird, und wer noch, wie Varambon, geistige Vorzüge mit ihr verbindet, der kann leicht verleitet werden, kein Ziel für zu hoch anzusehen. Ueberall öffneten dem glücklichen Varambon sich Thüren und Herzen, Don Juan überhäufte ihn mit Beweisen seines Wohlwollens, und von den spanischen Damen, die der Glanz von Don Juans Hofe herbeigezogen hatte, breiteten die Schönsten unter den Schönen ihre Netze nach ihm aus. Alle kamen ihm entgegen, und ersparten ihm die Mühe die ersten Schritte zu wagen; viele gewannen äußere Zeichen der Bewunderung ihm ab, aber keine gewann sein Herz, das immer noch Eglantinens gedachte. Wenn indessen gleich ihr Bild noch nicht völlig aus diesem verdrängt war, so fing Varambon doch wenigstens an, ihre ungemeßne Liebe zu ihm ganz natürlich zu finden, und jene stille, an Dankbarkeit gränzende Verehrung der ersten Geliebten, verschwand allmählich vor dem Stolz auf eigne Vorzüge, deren er in Arras sich minder klar bewußt gewesen war,

und die er jetzt, von außen so mächtig angeregt, geneigt wurde gar sehr zu überschätzen.

Varambon hatte erfahren, daß er Eglantinen im Gefolge der Königin Margarethe antreffen würde, und eilte mit fröhlich klopfendem Herzen vor dem Thore von Namur ihr entgegen. Er erkannte sie sogleich unerachtet der Maske, die ihr Gesicht ihm verhüllte, und wollte nur einen günstigen Augenblick abwarten, um sie anzureden; doch während er zögernd dastand, nahm die Königin ihre Maske ab, um die Begrüßung Don Juans auf das Huldvollste zu erwiedern; vielleicht auch, um sich wieder einmal des Eindrucks zu erfreuen, den ihr Anblick bei jedem hervorbrachte, der sie zum ersten Male sah.

Varambon gehörte zu diesen, und vielleicht feierte die oft gepriesene, wundervolle Schönheit Margarethens von Valois noch nie einen glänzenderen Triumph, als in jenem Augenblick. Erstarrt geblendet, kaum seiner selbst sich bewußt, stand Varambon vor einer Erscheinung, wie sie noch nie seiner reichen Phantasie vorgeschwebt war. Alles, was er früher liebte, bewunderte, erbleichte vor dieser strahlenden Sonne. Sein Herz blieb

kalt dabei, denn er war kein so ganz eitler Thor geworden, um hier nicht die Schranken zu fühlen, die ihm gesetzt waren; es hielt ihn nur die reinste Bewunderung befangen, wie sie auch ein höchst vollendetes Kunstwerk erregen kann, aber dennoch war es in diesem Moment ihm unmöglich, in seinem Gemüthe noch andern Gefühlen Raum zu geben. Eglantinens bescheidne Anmuth ward tief in den Hintergrund zurückgedrängt, sie schien ihm neben ihrer Herrin zu völliger Unbedeutendheit zurück zu sinken, und sein eitler, stolzer Sinn sträubte sich wirklich dagegen, sie in diesem Augenblick als das anzuerkennen, was sie dennoch eigentlich ihm war.

Eglantinens Anblick in der Kirche eignete sich am folgenden Tage wenig dazu, seine Eitelkeit mit ihrer äußern Erscheinung zu versöhnen. Der milde Glanz ihres seelenvollen Auges, die rührende Anmuth ihrer zarten Gestalt gingen in dieser Entfernung an ihm verloren; und die zum Theil erkünstelten Reize der im reichsten buntesten Putze prangenden Damen, in deren Reihe er sie sah, überboten das junge einfach gekleidete Fräulein auf jede Weise.

Am Hofe, während der Mittagstafel, ward Eglantine Varambons Auge wie seinem Herzen näher gebracht, der kurze Rausch war verflogen, in welchen der Anblick der Königin ihn versetzt hatte, und von neuem begann die frühere Liebe in seiner Seele sich mächtig zu regen, als er Eglantinens liebevolle Unruhe über sein Benehmen in ihren Augen, in jeder ihrer Bewegungen, las. Doch nun kam einer jener Teufelsaugenblicke über ihn, von denen es heißt, daß auch der Edelste nicht sicher sey, einmal in seinem Leben von einem solchen ergriffen zu werden. Varambon fing an, einen stillen Genuß in der Qual des liebenden, und auch geliebten Wesens zu finden, und leider war der Dämon Eitelkeit in ihm mächtig genug, um diesen Teufelsaugenblick zu Stunden und Tagen auszudehnen. Die innige, heiße Liebe Eglantinens, welche ihr ganzes Wesen nur zu deutlich ihm offenbarte, zog mächtig ihn zu ihr hin, aber die Gewißheit, ihren gränzenlosen Schmerz, sobald er es wolle, in noch gränzenlosere Freude auflösen zu können, hielt ihn immer wieder von ihr entfernt. Oft stand er, im Laufe dieses und des folgenden Tages, im Begriffe das grausam

Spiel zu enden, welches mit seltsamer schmerzlicher Wonne ihn erfüllte, doch immer flüsterte der Dämon, dessen Gewalt er hingegeben war, ihm zu: daß dazu noch immer Zeit übrig seyn würde. Je größer, je länger der Schmerz, dachte Varambon, je entzückender die Freude.

Als Eglantine die Schattengänge jener Insel in sehnsuchtsvoller Unruhe durchstreifte, als sie seiner ansichtig wurde, und bei Namen ihn rief, da siegte Varambons beßres Selbst über das Phantom, das so lange ihn verblendet hatte; er war im Begriffe, durch das Gebüsch, welches ihn von ihr trennte, hindurch zu dringen, doch indem ward er la Boessiere gewahr, der, von Eglantinen ungesehen, ihren Schritten folgte. Nur vor wenigen Stunden noch, hatte Varambon gegen diesen, seinen ehemaligen Vertrauten, das vollkommenste Vergessen der früheren Liebe zur Schau getragen, und es war ihm unmöglich sich zu entschließen, gerade diesen zum Zeugen seiner reuevollen Wiederkehr zu machen. Varambon wendete sich und entfloh, um sich von seinem Herzen nicht hinreißen zu lassen, und mit ihm entfloh der nie wiederkehrende Augenblick, mit dem wir alle besser

haushalten würden, wenn wir immer bedächten, wie leicht von der Anwendung desselben das künftige Wohl eines ganzen Lebens, ja dieses Leben selbst, abhängen kann. Denn nie wird das Unglück langsam zur Welt geboren, schnell, wie der Blitz die Wolken theilt, trifft es das ihm geweihte Haupt, der nächste Augenblick vor dem Schlage gehört diesem noch nicht an, und, wohl benutzt, vermag er es vielleicht ihn noch abzuwenden.

Als Varambon Eglantinen das Schiff besteigen sah, das sie von ihm aufs neue entfernen sollte, fühlte er sich zu spät von schmerzlicher Reue ergriffen. Zwar suchte er sein aufgeregtes Gemüth mit der Ueberzeugung zu beschwichtigen, daß es noch immer in seiner Macht stehen würde, sie, sobald er es wolle, in Lüttich aufzusuchen, aber er vermochte es dennoch nicht die Unruhe, welche ihn heimlich quälte, zu besiegen. Der Gedanke, daß Eglantine, über sein letztes Betragen empört, ihn unerbittlich abweisen könne, fand indessen in seiner Seele keinen Raum, ogleich er sich es eingestehen mußte, sie schwer beleidiget zu haben. Er war, trotz seines reuigen Gefühls, zu sehr von der Stärke des Eindruckes überzeugt, den er auf

ihr weiches Herz gemacht hatte, um so etwas befürchten zu können. Nein! sprach er triumphirend zu sich selbst, eine Liebe wie die ihrige überwindet alles, sie rechtet nicht, sie richtet nicht, sie sieht nur den Geliebten, nicht seine Schuld. Forza d'amore non risguarde al dellitto.

Doch nun verlor er das Schiff völlig aus den Augen; pfeilschnell fuhr es dahin vom Strome getragen, und plötzlich dehnte die zwischen ihm und der Geliebten immer wachsende Kluft, sich vor ihm bis ins Unendliche aus. Ihm wurde zu Muthe, als werde er nie sie wieder sehen; ergriffen von einer ihm unerklärlichen Angst, glaubte er überall von Eglantinens schwankender bleichen Gestalt sich verfolgt, so wie er sie gesehen hatte, als sie das Fahrzeug bestieg; immer hörte er, wie sie das letzte Mal auf der Insel ihn bei Namen rief, und auch jener herzzerreißende, wilde Schrei, der im Moment der Abfahrt ihn erschreckt hatte, vermischte sich auf schauderhaft seltsame Weise mit dem süßen Klange ihrer sanften rührenden Stimme, obgleich keine Aehnlichkeit zwischen beiden statt finden konnte. Seine aufgeregte Phantasie ließ nicht ab, mit grausenhaften Bildern ihn zu ver-

folgen, die um so mehr ihn ängstigten, je undeutlicher sie vor seinem innern Sinne standen; er fand keine Ruhe, weder am Tage noch bei Nacht, und immer peinlicher ward die Sehnsucht Eglantinen nur zu sehen, die gleich einem bösen Gewissen ihn verfolgte.

Mühsam ertrug er zwei Tage lang diese Qualen, am dritten vermochte er es nicht länger; auf sein dringendes Bitten gewährte Don Juan ihm die Erlaubniß nach Lüttich zu reisen, und beehrte ihn zugleich mit einigen Aufträgen an die Königin Margaretha, die bei dieser als eine Art von Motiv seines Besuchs gelten konnten. In der nächsten Stunde darauf saß Varambon schon zu Pferde, und eilte rastlos zum Ziele, zu welchem Sorge Liebe und Reue ihn trieben. Immer deutlicher wurde ihm die Unmöglichkeit fortan ohne Eglantinen zu leben, und all sein Denken und Trachten ging, so lange er unterwegs war, einzig dahin, einen Plan zu ersinnen, wie er den alten Groll aus Frau von Tournon Gemüthe verdrängen, und sie geneigt machen könne, die Hand ihrer Tochter seinem Bitten zu gewähren.

In duftiger Ferne stiegen endlich Lüttichs

zahlreiche alte Thürme vor ihm auf. Es war ein heiterer heller Nachmittag, die Sonne stand noch hoch am Himmel, und die Menge der vergoldeten Kreuze und Fähnchen auf den Zinnen der Kirchen und Klöster, blitzten im Sonnenscheine, gleich so vielen Sternen, ihm ahnungsvoll entgegen. Die lau ihn umwehende Luft trug das langsam feierliche Geläute vieler Glocken, von der Stadt bis zu ihm hin; alles verkündete ihm die Nähe des ersehnten Zieles, und seine feurige Ungeduld stieg unaufhaltsam, während ein seltsam ängstliches Grauen ihn beschlich. Er spornte sein edles Roß zum wildesten Fluge über die Anhöhe, die noch zwischen ihm und dem Thore von Lüttich lag; seine minder gut berittene Dienerschaft vermochte nicht, ihm zu folgen; er kam allein an demselben an, und schlug sogleich die ihm wohlbekannte Straße ein, welche zu dem bischöflichen Palaste führte, den die Königin während ihrer Anwesenheit in Lüttich bewohnte.

Sein Weg führte ihn nah an der Domkirche vorüber, doch indem er dieser sich nahte, hemmte ein ungewöhnliches Gedränge vieler Menschen ihn im schnellen Vorwärtskommen. Aus allen Häu-

sern, allen Nebenstraßen eilten immer mehr Leute herbei, dabei dröhnten die großen Glocken noch immer von den hohen Thürmen mit feierlichem Klange herab, die Luft weit umher war in dieser Nähe in eine ganz eigne zitternde Bewegung dadurch gerathen; Chorgesang aus der Ferne mischte sich in das Glockengeläute. Varambon fühlte von dem allen sich sonderbar betäubt und beklommen, er vermuthete in irgend eine Prozession hineingerathen zu seyn, deren diese fromme Stadt alljährlich unzählige feiert, und suchte vergeblich einen Ausweg aus dem immer sich vergrößernden Gedränge.

Endlich sah er die hoch über viel tausend Köpfe emporragenden, mit Heiligenbildern geschmückten Fähnlein langsam auf sich zukommen, und war nun gewiß, in seiner Vermuthung sich nicht geirrt zu haben. Eine große Blumenkrone, die wahrscheinlich den Baldachin schmückte, der über dem Bilde des Heiligen des Tages schwebte, bewegte sich zwischen den Fahnen, und immer deutlicher ertönte der Gesang der Priester und Chorknaben, die Glocken läuteten in immer feierlichern Pulsen.

Ergriffen von einem ganz eignen Angstgefühle, suchte Varambon lange vergeblich einen Ausweg; das Gedränge um ihn her ward dichter, er sah sich sogar genöthigt, nahe am Portale der Kirche, einige Augenblicke zu halten. Wer ist denn der Heilige, dessen Fest heute hier gefeiert wird? fragte er, halb unmuthig, einen neben ihm stehenden Bürger. Es ist kein Heiligenfest, Herr! erwiederte dieser, es ist ein Begräbniß.

Varambon fühlte bei diesen Worten sich von unbeschreiblicher Angst ergriffen. Er sah und hörte nichts weiter, er stieß seinem Pferde die Spornen tief in die Seite; schreiend flohen die, so am nächsten ihm standen, vor den wilden Springen des gereizten Thiers, auf die Stufen die zur Kirche hinauf führten; in einem Augenblicke hatte Varambon Raum gewonnen, im nächsten hielt er mitten in den langen Reihen der Priester, der Chorknaben, der in Crepp gehüllten Leidtragenden, dicht vor einem Sarge. Vier Jünglinge von edlem vornehmen Ansehen, trugen die Todtenbahre, auf welchem er ruhte, ein schneeweißes Leichentuch war über den Sarg hingebreitet, ein ganzer Frühling duftender Blumenkränze schmückten

ihn von allen Seiten, und oben auf dem Deckel ruhte die bräutliche Krone aus weißen Rosen und Lilien geflochten.

Wer ists? wer ists? rief Varambon mit verwildertem Ton und Blick.

Wir begraben das Fräulein von Tournon, antwortete langsam feierlich der vorderste der Träger, und ihr gebrochnes Herz, setzte er mit einem durchbohrenden Blick hinzu, indem er Varambon erkannte.

Der Träger war la Boessiere. Wie vom Blitze getroffen, stürzte Varambon vom Pferde herunter. Einige der Umstehenden nahmen ihn auf, und trugen ihn für todt in ein nahes Haus.

---

Die Schuldlose, Reine, hatte vollendet. Die liebliche, kaum der Knospe entwachsene Blume, war dem schonungslosen Spiel eines Uebermüthigen gefallen, und weder Reue noch Thränen, vermochten es sie wieder ins Lebrn zu rufen. Eglantine trug schon den Tod im hoffnungslos verarmten Herzen, als sie das Schiff bestieg, noch einmal wandte sie das, von seiner kalten Hand umdüsterte

Auge nach dem Ufer hin, wo Varambon, anscheinend ohne Theilnahme, ihrer Abreise zusah, und erlag endlich der Last, die sie so lange getragen.

Alle Martern ihrer Brust, alles Weh ihres kurzen schuldlosen Lebens, rief sie in einem einzigen langsam verhallenden Jammerton, zum ersten und letzten Mal dem Himmel, der Erde, laut zu, und sank dann regungslos zu Boden. Ihre Hand lag krampfhaft fest auf dem brechenden Herzen; den ganzen Tag hindurch bemühten die Leibärzte der Königin sich umsonst, sie wieder ins Leben zu rufen. Als endlich jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, übernahm es der treue la Boessiere die schöne Hülle ihres entfesselten Geistes nach Lüttich zu begleiten, wohin die Königin ihr bald folgte. Keine Feste, die ernsten Veranstaltungen zur feierlichen Bestattung des liebenswürdigsten Wesens, waren dort der Fürstin erstes Geschäft. Mit eigner Hand wand Margarethe den jungfräulichen Myrthenkranz um das Haupt der Todten.

Schöne bleiche Lilie, liebes freundliches Kind, fahre wohl, sprach sie weinend, die Welt mit ihrer Schuld und ihrer Qual liegt nun weit hinter

Dir. Ach! wer auch wie Du, rein von allem Fehl, schon hinüber geschlummert wäre! Frei von jedem Makel, dem es auf der fernern Lebensbahn so schwer ist auszuweichen! setzte die Königin, aus tiefster Brust erseufzend, leise hinzu, und wandte unter einem Strome heißer Thränen sich ab, um sich einsam in ihrem Cabinette zu verschließen.

---

Varambon lag in todtenähnlicher Betäubung mehrere Tage lang. Endlich erwachte er wie aus tiefem Schlummer, und sah Anfangs mit Verwunderung in dem kleinen, schmucklosen Zimmer eines geringen Bürgerhauses sich um, in welchem er Obdach gefunden hatte, ohne es zu wissen; doch bald kehrten Erinnerung und Bewußtseyn ihm wieder. Mit Entsetzen erblickte er an seinem Bette eine Gestalt, die mit furchtbar ernstem Blicke ihn bewachte. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne fielen eben durch die kleinen, buntbemalten Fensterscheiben und beleuchteten seltsam das dunkle Haar, die bleichen regungslosen Zügen, des vor ihm Stehenden; die schräge Rich

tung der farbigen Lichtreflexe gaben ihm das Ansehen übernatürlicher Größe und Hoheit. Varambon erbebte, er glaubte den Engel des Gerichts zu sehen, der gekommen sey ihn abzurufen; ächzend verbarg er sein Gesicht, innere Angst trieb ihn, die Schreckenserscheinung noch einmal zu betrachten, und er athmete erleichtert auf, da er jetzt sie erkannte.

Ihr seyd es, la Boessiere, sprach er mit matter Stimme, und streckte mühsam die Hand nach ihm aus, Ihr, von dem ich am wenigsten dies erwarten durfte; Ihr allein habt in meinem tiefen Jammer mich nicht verlassen!

Mit dem Ausdrucke des Abscheus wies la Boessiere die ihm dargebotne Hand von sich ab, lange konnte er vor innerer Bewegung keine Worte finden. Endlich rief er: Ja ich bin bei Dir geblieben, ich allein habe Dich gerettet, als Dich alle für todt hielten und mit Dir zum Grabe eilen wollten. So wohlfeilen Kaufs durftest Du mir nicht davon kommen. Ich habe bei Dir gewacht, Tag und Nacht habe ich Deiner gepflegt, mit Gott habe ich gerungen im Gebet für Deine Erhaltung, damit ich Rechenschaft über Deine

That von Dir fordern könne, Rechenschaft von dem Leben jener Verklärten, die Dein frecher Uebermuth gemordet hat.

Varambon erbleichte, von neuem schien er das Bewußtseyn verlieren zu wollen, doch la Boessiere faßte ihn mit starker Hand, als wolle er aus seiner Betäubung ihn gewaltsam aufrütteln.

Stirb nicht! rief der Furchtbare ihm zu; sein Gesicht glühte, seine Augen sprühten Flammen. Stirb nicht, Du darfst noch nicht sterben! meine Mühe, Dich vom Tode des Lebendigbegrabenwerdens zu retten, soll mir nicht unbelohnt verloren gehen. Gerechter Gott, laß diesen Sünder noch nicht sterben! rief er halb wahnsinnig vor Zorn, als Varambon dieser entsetzlichen Erschütterung beinahe unterlag, laß mir Zeit zur Rache, zur wohlverdienten Rache an ihm!

Kaltes Entsetzen rieselte dem schuldbewußten Varambon durch Mark und Gebein, aber es war als ob diese neuen Schrecken seinen Nerven die verlorne Spannkraft wiedergeben wollten, statt sie zu lähmen. Er richtete ohne fremde Hülfe auf seinem Lager sich auf, mit weit stärkerer Stimme, mit viel festerem Blicke, als man in seinem gegen=

wärtigen Zustande es ihm hätte zutrauen können, rief er: Vollende! ich bin müde zu leben; nimm meinen eignen Dolch, der dort neben Dir liegt, ende meine Qual, ich wünsche mir den Tod, mit sterbender Lippe will ich in meinem letzten Augenblick als meinen Wohlthäter Dich segnen.

Elender! erwiederte la Boessiere mit unaussprechlicher Verachtung in Blick und Ton, Deine Seele hat keine Ahnung von dem Umfange Deines Verbrechens, keinen Begriff jener heiligen, unendlichen Liebe, die Du im frechen Uebermuthe gemordet hast; wie könntest Du sonst ohne Verzweiflung den Gedanken ertragen, vor den ewigen Richter schon in der nächsten Stunde zu treten?! Du weißt nicht, Du ahnest nicht, welch ein Herz unter Deinen Mißhandlungen gebrochen ist. Ich aber weiß es, ich kann ermessen, was Eglantine litt, denn ich habe gelitten wie sie. Sie habe ich geliebt, wie diese Heilige Dich, Ungeheuer, liebte; und darum bin ich allein von allen Lebenden auf Erden berufen, ihr Rächer zu seyn. Varambon, fuhr er nach kurzem Innehalten fort, in Deine Hände legte ich das höchste Kleinod der Welt, das Glück dieses heiß geliebten Wesens!

wo ist Eglantine, was ist aus ihr geworden? ich fordre sie von Dir. Ich sah, was Du ihr warst, ich entsagte für mich jeder Hoffnung, ich wollte nur sie glücklich sehen, und dann still, unbeachtet in meinem Schmerze vergehen. Nie ist eine Ahnung von dem, was ich für sie fühlte, in ihre Seele gekommen; unter Todesqualen habe ich ihr gegenüber, über meine Blicke, meine Worte, gewacht. Ich ernannte mich selbst zum Schutzgeist eurer Liebe, ich bewahrte, ohne daß sie es ahnen durfte, eure seligsten Stunden vor jeder äußern Störung, ich brachte ihr Nachricht von Dir, als sie von Dir getrennt war, und achtete der Qualen nicht, die ich dabei litt. Freuen konnte ich mich nicht mit ihr; aber ihre Leiden trafen auch meine Brust. Alle Martern, mit welchen Du das weichste edelste Herz zerrissen, gebrochen hast, habe ich tausendfach mit ihr gefühlt. Endlich sah ich sie sterben, meine Arme trugen sie der letzten Ruhestätte zu, ich überlebte es nur, um dieser Stunde der Rache willen, die nun gekommen ist.

La Boessiere's Zorn entflammte sich immer gewaltiger, je länger er sprach; seine Züge veränderten sich, sein Auge flammte, und fast mechanis[c]

ergriff seine Rechte den Dolch Varambons, der neben ihm lag, und schwang ihn hoch über dem Schuldigen.

Stoß zu, vollende Dein Werk, rief Varambon: laß irdisches Fehlen auf Erden mich büßen; sende der Verklärten mich nach, die dort, mir vergebend, meiner harrt! vollende ihre Seligkeit, indem Du für alle Ewigkeiten uns mit einander vereinest.

La Boessiere erbleichte, sein Haar sträubte sich vor innerm Grausen; die Hand, in der er den Dolch hielt, sank zitternd an ihm herab, und voll Entsetzen haftete er den starren Blick auf seinen wehrlosen Feind.

Dort oben sind Haß und Rache unbekannt, sprach Varambon, wie begeistert zum Himmel blickend. Dort werden unsre Vergehungen nicht nach den Folgen gerichtet, die wir menschlich irrend und absichtslos, durch sie herbeiführten; das weiß ich seit jener Stunde, in der mein Geist, die irdischen Bande verlassend, zu ihr sich hinauf schwang. Ihr glaubtet mich todt, warum ließest Du mich nicht begraben? meine Seele war bei ihr, wer erlaubte Euch mit grausamer Kunst sie wieder in ihren

Kerker zurück zu rufen? Ich sah Eglantinen, von lichten Silberwölkchen getragen, hoch über mir schweben! ich wand mich tief unten im Staube, ihr himmlisches Auge lächelte mir Versöhnung zu, ihre Hand winkte mir, so schwebte sie hinauf zu den Pforten des ewigen Lichts, hellglänzende Sterne bezeichneten ihre Bahn; Wiedersehen, Wiedersehen tönte es um mich her; ob sie es sprach, ob Engel es sangen, ich weiß es nicht!

La Boessiere stand regungslos, noch immer das starre Auge auf seinen Feind gerichtet. Ich darf nicht Hand an mich legen, und doch kann ich nicht leben, o sende, sende ihr mich nach, bat Varambon.

La Boessiere regte sich nicht, Todtenstille herrschte rings umher. Endlich athmete er hoch auf, wie ein aus tiefen Träumen Erwachender. Ob Du, feige vor dem Tode zitternd, diese List ersannst, um Dich zu retten, sprach er sehr ernst, ob Du von Deinem erwachenden Gewissen zum Wahnsinn getrieben, diese Erscheinung Dir träumtest, oder ob — — er verstummte plötzlich und hob wie betend, das glänzende Auge zum Himmel.

So mag Gott denn richten zwischen Dir und mir, sprach er endlich, ich wenigstens will den

Weg zum Throne seiner Barmherzigkeit Dir nicht eröffnen; lebe! und sieh selbst zu, wie Du es anfangen willst, nach allem Geschehenen, das Leben zu tragen.

La Boessiere legte den Dolch nieder und ging, ohne den laut verzweiflenden Varambon noch eines Blickes zu würdigen. Er verließ von Stunde an den Hof der Königin, und suchte und fand bald darauf unter den Fahnen Heinrichs von Navarra einen ehrenvollen Tod in der Schlacht.

Varambon genaß; man sagt, er habe noch lange gelebt, doch ihm sey ferner weder im Leben noch im Tode nachgefragt.

# Die arme Margareth.

Der heilige Abend der Pfingsten war endlich wiedergekommen, an welchem wir, ein Jahr wie das andere, mit unserer Mutter die Stadt verließen, und unser ein paar Stunden weit von dieser entferntes Landhaus, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, bezogen. Den Vater hielten seine Geschäfte in der Stadt fest; selten erlaubten sie ihm, uns an Wochentagen auf ein paar Stunden zu besuchen; doch Sonnabends kam er regelmäßig, um bis Montag bei uns zu bleiben, und brachte gewöhnlich eine so große Anzahl Gäste mit, als die vielen Fremdenzimmer in unserm schönen geräumigen Hause nur fassen wollten. Ein geräuschvolles Leben, ganz dem ähnlich, das meine Eltern während des Winters in der Stadt führten, zog dann mit ihm ein, Kartenspiel und endlose Gastmahle; denn mein Vater liebte die Freu-

den der Geselligkeit und der Tafel. Unsre gute fromme Mutter aber zog die ruhige Stille des Landlebens, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, dem Stadtleben bei weitem vor, wenn gleich sie dieses gegen den Vater nie äußerte. Sie hatte ihn viel zu lieb, um sich ihm nicht in allem gefällig zu beweisen, und das auf eine Art, die es ihm nie gewahr werden ließ, daß ihre Ansichten und Wünsche bisweilen von den seinigen abwichen. So lange der Vater bei uns auf dem Lande verweilte, mußten wir Kinder geputzt und artig seyn; an freies Herumspringen außerhalb des Gartens, in Feld und Wiese und Wald, war gar nicht zu denken; deshalb wurden wir eigentlich erst recht froh, wenn wir Montags die lange Reihe der Wagen vom Hofe herunterrollen sahen. Dann ging unser freies fröhliches Leben wieder an; denn unsre Mutter meinte, es sey nicht gut, wenn Kinder zu ängstlich bewacht würden, weil sie dann nie lernten, sich im Falle der Noth selbst zu helfen.

So schön das Leben auf dem Lande auch war, so liebten wir dennoch vor allem den Tag, an welchem wir unser Gartenhaus bezogen, und setzten

den heiligen Pfingstabend gleich nach dem heiligen Weihnachtsabend, unter die Zahl unserer herrlichsten Feste; ja wir fingen gewöhnlich schon um Neujahr an, den Kalender eifrig zu studiren und die Tage zu zählen, die noch bis Pfingsten vergehen mußten. Die Unruhe, die es an diesem Tage mit dem Einpacken und Auspacken der Sachen, welche mit hinaus auf's Land genommen wurden, im Hause gab, war unsre Freude; wir selbst bezeigten uns dabei höchst geschäftig, als ob wir die Hauptpersonen wären, und liefen den Dienern unsrer Eltern alle Augenblicke über den Weg, um unsre eignen kleinen Habseligkeiten herbeizubringen und dahin zu sehen, daß nichts davon mitzunehmen vergessen würde.

Alle diese Freuden hatten wir an diesem Tage nun schon genossen, unsre sämmtlichen Spielsachen waren ausgepackt und geordnet, den ziemlich weitläufigen Garten mit seinen schattigen Bogengängen und Terrassen hatten wir schon durchlaufen, jedem unsrer lieben Bäume und Spielplätze unsre glückliche Ankunft gemeldet und standen nun müßig da; die Mutter aber hatte noch mit Anordnungen für den morgenden ersten Feiertag

viel zu thun, an welchem der Vater mit einer ungewöhnlich großen Gesellschaft uns nachfolgen wollte.

„Geht noch ein wenig in's Freie, ihr Kinder, der Abend ist wunderschön," sprach sie, indem sie wohl in unsern Zügen die Abspannung lesen mochte, die jeder zu lebhaft angestrengten Thätigkeit zu folgen pflegt. Wir ließen uns den guten Rath nicht zweimal geben. Ich und Mathilde nahmen den kleinen sechsjährigen Alex in unsere Mitte, und nun ging es lustig den Hügel hinab, auf welchem unser Haus lag, über die Wiese hin, dem kleinen Wäldchen zu, an dessen Rand wir immer gern Maienblümchen suchten. Wir durften eine solche Ausflucht schon wagen, denn ich war bereits ein verständiges Mädchen von eilf Jahren, und meine Schwester Mathilde nur ein Jahr jünger als ich. Ueberdies sah die Mutter es gern, wenn wir am Wäldchen spielten; vermittelst eines großen Fernrohrs im Gartensaal konnte sie von Zeit zu Zeit nach uns und unserem Thun und Treiben schauen, und behielt uns so gleichsam unter den Augen.

„Nun was heißt das? Du wirst Dich doch

nicht fürchten, Alex?“ hörte ich plötzlich Mathilde sagen, als wir dem Wäldchen schon ganz nahe waren; ich hatte mich ein wenig abgewendet, um am Bache Vergißmeinnicht zu pflücken, die ich der Mutter mitbringen wollte. Ich wandte mich um und sah von unsrer Rasenbank, welche die Mutter am Rande des Wäldchens für uns hatte machen lassen, eine lange weiße Gestalt sich erheben, und uns langsam entgegengehen. Es war eine Frau, schon ziemlich alt, wie ich damals meinte, wenigstens so alt wie unsere Mutter, deren zweiunddreißigsten Geburtstag wir doch schon nächstens feiern sollten. Die Frau war weder wie eine Dame, noch wie eine Bäuerin, und überhaupt so sonderbar gekleidet, daß ich gar nicht wußte, was ich aus ihr machen sollte: sie trug ein langes, enganschließendes, weißes Kleid, beinah wie eine Dame, aber keine Poschen (eine Art kleinen Reifrock, ohne den damals, vor etwa vierzig Jahren, sich keine Dame sehen ließ). Auch hatte sie keine Haube auf, und war doch weder frisirt noch gepudert, ihr blondes gescheiteltes Haar war zu beiden Seiten glatt gekämmt und hinten in einen dicken Knoten gebunden.

In unserer jetzigen Zeit hätte sie, ohne aufzufallen, sich in dieser Tracht überall sehen lassen können, doch damals kam sie uns höchst fremdartig vor. Ihr Gesicht war so weiß wie ihr Kleid, ihre großen dunkelblauen Augen lächelten recht wehmüthig uns entgegen, dabei sah sie betrübt, aber doch freundlich aus. Alles was unsre alte Wärterin uns jemals von Elfen und Feen erzählt hatte, fuhr mir bei ihrem Anblick durch den Sinn, und Mathilden ging es nicht besser, wie ich aus ein paar Worten merkte, die sie hinter Alex Rücken mir zuflüsterte. Doch ich strebte nach der Ehre, mich als ein vernünftiges, großes Mädchen zu zeigen: „Possen!“ sprach ich, „Du weißt ja, daß es schon lange keine Feen mehr gibt; und wenn es auch vielleicht noch eine geben sollte, so ist es immer am klügsten gethan, wenn man freundlich gegen sie ist und sich nicht furchtsam bezeigt. Denk' nur an die drei Königstöchter, von denen die beiden ältesten die arme alte Frau, die eigentlich eine Fee war, aus ihrem Wasserkruge nicht trinken lassen wollten, und denen hernach bei jedem Worte eine Kröte oder ein Frosch aus dem Munde sprang.“

Damit ging ich muthig, wenn gleich mit einigem Herzklopfen, auf die seltsame Erscheinung zu, die in der Nähe lange nicht so grauerlich aussah als von weitem, sondern vielmehr recht hübsch. Ich bot ihr die Hand, bat sie, sich wieder auf unsrer Rasenbank niederzulassen, setzte mich zu ihr und winkte meinen Geschwistern ein gleiches zu thun.

Die Fremde sah mit seltsamen, etwas scheuen Blicken uns an, und sprach Anfangs kein Wort. Sie wandte ihr Gesicht seitwärts dem Strome zu, der in ziemlicher Entfernung vorüberfloß, und sah ihm nach, wie er tief zwischen blauen Bergen sich verlor. Dann blickte sie zum Himmel auf und lächelte den kleinen rosenfarbnen und violetten Sommerwölkchen zu, die mit Gold umsäumt dem Strome leise nachzogen; sie regte die Lippen, als ob sie zu ihnen spräche, wir aber vernahmen keinen Laut. Anfangs waren wir Kinder über das wunderliche Benehmen der fremden Frau ganz verschüchtert; indeß da sie zwar still, aber doch freundlich blieb, so wurden wir es gewohnt und fingen an, wie gewöhnlich zu spielen und aus den schönen, gelben und weißen Sternblumen,

die am Walde in Menge wuchsen, Kränze zu flechten. Ehe wir uns dessen versahen, half uns die Frau dabei und flocht sie weit geschickter als wir, wußte auch ganz in der Nähe viel schönere Blumen zu finden, als die unsern waren. Dazwischen sprach sie auch zu uns, und ihre Stimme klang so süß und lieblich, beinahe als wenn die Mutter Abends unter der Linde vor unserm Hause sang. Sie wurde immer freundlicher und gesprächiger; zuletzt erzählte sie uns Mährchen und kleine Geschichtchen, wie wir sie in unserm Leben noch nicht gehört: von Blumen, und dem Bach, und dem wilden Wasserfall im Gebirge, und von den Wolken, die am Himmel umherziehen. Es klang fast als ob das alles lebende Menschen wären, und doch war es wieder nur Blume, und Wolke, und Bach, und Wasserfall.

Weil alles so absonderlich und doch so hübsch klang, so hörten wir ihr so eifrig zu, daß wir gar nicht daran dachten, es sey spät, bis der Vollmond wie eine große feurige Scheibe über dem Strome hing. „Wir müssen fort, wir müssen fort,“ rief ich hastig, „die Mutter wird um uns in Angst gerathen;“ doch nun fing Alex zu

weinen an, klagte, er sey müde, ihn fröre auch, und wollte, daß ich ihn nach Hause tragen sollte; das konnte und durfte ich aber nicht, denn die Mutter hatte es verboten. Ich gerieth in große Verlegenheit und wußte nicht, was anzufangen sey, doch die fremde Frau nahm den Kleinen vom Boden auf. „Komm, lieber Knabe," sprach sie, „Du bist noch jung, und darfst auf weichen Armen noch getragen werden; die Zeit kommt früh genug, wo harte Kiesel und Dornen den zarten Fuß verletzen, und Du über Felsen und Waldströme Dir selbst den Weg bahnen mußt, Du armes kleines Wesen! auch Du wirst dem allgemeinen Loose nicht entgehen. Genieße der guten Zeit, lache, spiele, Du kleines Lamm, daß noch nicht weiß, wohin der Weg es führt."

Wir wurden recht betrübt, Mathilde und ich, indem die Frau so sprach, und hingen zu beiden Seiten uns ihr an den Arm, während sie mit Alex schnell über die Wiese hinging. „Der Fuchs badet sich, sagen die Leute," sprach sie, indem sie auf die Nebel hinwies, die nach dem heißen Tage aus dem Grase aufstiegen; „die Leute sagen so, aber glaubt es nicht, ihr Kinder. Ich weiß,

wer dort die feinen Schleier ausbreitet, um sie am Mondschein zu bleichen, ich weiß es wohl, darf es aber nicht nennen." Sie ging bei diesen Worten immer schneller, wir liefen neben ihr her, denn uns wurde recht schauerlich zu Muthe; ehe wir es dachten, hatten wir das Gatterthor vor dem Hügel erreicht, auf dem unser Haus lag, und nun setzte sie den kleinen Alex nieder auf den Boden. „Weiter darf ich nicht," sprach sie, „nicht in das lichte, große Haus. Im dunkeln Wald, wo die Nacht wohnt und die Eule ruft, da ist mein Platz beim wilden Waldgevögel. Euch aber leuchtet noch das Morgenroth, möge Gott Euch behüten!" Sie wandte sich und war in der Dämmerung uns schnell aus dem Gesichte entschwunden.

Die Mutter kam vom Hügel herab uns entgegen, mit ihr die alte Brigitte, die Wärterin meiner Mutter, als diese noch klein war, und die nun Sommer und Winter unser Landhaus bewohnte. „Ihr seyd lange ausgeblieben, lieben Kinder," sprach sie, „thut das nicht wieder. Mir wäre bange um Euch geworden, hätte ich nicht durch das Fernrohr Euch ruhig auf der Ra=

senbank sitzen gesehen. Wer war die Frau, die bei Euch saß und den kleinen Alex auf dem Arme trug?“

„Wie sie heißt, wissen wir nicht,“ antwortete ich schnell, „aber sie ist gut und freundlich, hat mit uns gespielt, uns hübsche Mährchen erzählt und prächtige Kränze geflochten, sieh nur, wie schön!“

„Es wird die Schwester des neuen Försters unten im Walde gewesen seyn, der erst seit Ostern dorthin gezogen ist,“ nahm jetzt Brigitte das Wort; „sie sitzt alle Abende bis Sonnenuntergang auf der jungen Herrschaft ihrer Rasenbank. Ich kenne sie weiter nicht, denn die Förstersleute kommen nicht viel aus dem Walde heraus, und unser eins hat auch nicht Zeit übrig, um sich um Andere zu bekümmern, aber weit her muß sie seyn, denn sie trägt eine ganz fremde sonderbare Kleidung, wie man sie hier zu Lande nicht sieht. Die neuen Försters sollen aber brave Leute seyn, eben diese Schwester des Försters sitzt den ganzen Tag am Klöppelkissen, wie ich höre. Solche herrliche Spitzen, wie die zu klöppeln versteht, soll es weit und breit nicht geben. Da ist es

der guten fleißigen Person wohl zu gönnen, daß sie Abends ein wenig in's Freie geht, wenn sie sich den Tag über im Hause steif und müde gesessen hat."

Am folgenden Tage kam der Vater, und eine große Gesellschaft von Herren und Damen mit ihm. Damals feierte man noch die großen heiligen Feste mit drei Feiertagen, während welcher alle die Fremden mit dem Vater bei uns verweilten. Wir mußten oben bei den Kindern bleiben, die mitgekommen waren, und durften unser liebes Wäldchen nicht besuchen, aber ich sah doch Abends ein paar Mal durchs Fernrohr hin; unsre unbekannte Freundin saß wieder am gewohnten Platz, und es wollte mir vorkommen, als sähe sie recht betrübt nach uns sich um, ob wir denn gar nicht kämen.

Endlich waren die Gäste wieder fort, und wir eilten, so wie der Abend herankam, mit großen Sprüngen hinunter zur Rasenbank, und freuten uns im Voraus auf die schönen Kränze und die neuen Mährchen, die wir zu hören hofften; aber wir fanden die Rasenbank leer und warteten lange vergebens, nicht nur an diesem, sondern auch

noch an vielen folgenden Abenden; die fremde Frau ließ sich nicht blicken. Nun fielen einige Regentage ein, an denen die Mutter uns nicht auf die feuchte Wiese hinausließ; dann kam wieder ein Sonntag, an dem wir daheimbleiben mußten; zuletzt machten wir einen neuen Spielplatz, dicht an der Gartenmauer, im Walde ausfindig, wo zahllose Maienblümchen und die herrlichsten Nachtviolen wuchsen, und unsre Rasenbank nebst der fremden Frau wurde darüber beinah gänzlich vergessen.

Eines Nachmittags aber, als die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel stand, und ich, wie ich gern und oft that, mich durch das Fernrohr ein wenig in der Welt umsah, da wurde ich ganz unverhofft und zur ungewohnt frühen Stunde unsre unbekannte Freundin wieder an ihrem alten Platze gewahr. Freudig sagte ich dieses Mathilden, und nun ging es eilend den Hügel hinab, über die Wiese hin, dem Wäldchen zu. Den kleinen Alex nahmen wir auch wieder mit, denn er versprach sehr artig zu seyn und uns nicht wieder zu plagen.

Wir eilten was wir konnten, denn wir fürchteten, die Frau möchte nach Hause gehen, da es

noch so früh war; aber diese dachte nicht an's Fortgehen, sie war bleich und so matt, daß sie nicht einmal von der Rasenbank aufstehen konnte, um uns entgegen zu kommen; sie winkte aber doch schon von weitem uns freundlich zu.

„Blumen holen kann ich Euch heute nicht, Ihr lieben Kinder,“ sprach sie; „ich bin sehr müde und habe einen weiten Weg vor mir. Weit! weit!“ Sie lächelte zwar sehr freundlich, indem sie so sprach, aber es klang doch so betrübt, daß wir weinen mußten und ihr um den Hals fielen, Mathilde und ich, und sie baten, doch ja nicht fortzureisen; wir versprachen, auch alle Abende zur Rasenbank zu kommen, Kränze zu flechten, Mährchen uns erzählen zu lassen, und sie recht lieb zu haben.

„Lieb haben!“ wiederholte sie und schüttelte, lächelnd vor sich hinblickend, das Haupt. „Ja das ist es! darum will ich fort, in mein schönes, hohes, goldiges Haus, das noch viel lichter und herrlicher ist als Eures. Da bleibt die arme Margareth nicht mehr im Dunkeln, und wird auch geliebt.“ Indem sie so sprach, sah sie mit wunderhellen glänzenden Augen zum Himmel auf, und

ward mit einem Mal ganz still, als ob sie ganz vergäße, daß wir da wären. Mir wurde ängstlich, aber auch ganz unaussprechlich mitleidig zu Muthe. „Wir wollen Dir Blumen holen, denn wir wissen doch jetzt, wo sie wachsen," sprach ich endlich ganz leise; „und Kränze flechten kannst Du doch heute? und erzählen auch?"

Holt Blumen, holt Blumen, ehe sie welken, es ist Zeit! geht, geht, holt sie zum Kranze," sprach sie ein wenig heftiger als sie pflegte.

Wir liefen in den Wald und kehrten bald mit vielen schönen Blumen zu ihr zurück. Ich besonders hatte in einer kleinen Vertiefung welche gefunden, die ich noch gar nicht kannte, kleine zierliche Büschel, mit weißen, gelben und röthlichen Blümchen, die brachte ich ihr, meinen ganzen Strohhut voll.

„Du hast schöne Blumen gepflückt, mein Kind," sprach sie, und streichelte mir freundlich die Wange, „sie welken nie, sie ändern sich nie, es sind die Blumen der ewigen Treue. Laß sie mir zum Kranz, ich brauche solch einen Kranz, und will Euch die schöne Geschichte vom Waldhähnchen erzählen, während ich den Kranz mir flechte."

Ich gab ihr die Blumen mit Freuden hin, die, wie ich nachher erfuhr, Immortellen hießen, und nun setzten wir uns alle drei dicht an sie heran, um uns von Waldhähnchen erzählen zu lassen.

„In einem tiefdunkeln Walde lagen viele einzelne Hütten," fing sie, den Kranz flechtend, an; „arme Leute, Köhler, Holzmacher, wohnten in der grünen Waldesnacht, rings um das Vaterhaus der armen Margareth und bildeten so ein kleines Dörfchen. Um von einer Hütte zur andern zu gelangen, hatten sie oft viele hundert Schritte zu gehen, das war zuweilen beschwerlich; aber sie hielten doch in guter Gemeinschaft zusammen wie redliche Nachbarsleute, halfen einander in der Noth und waren friedlich und fröhlich in ihrer Armuth. Ach, es war ein glückliches, liebes, herziges Leben in dem dunkeln grünen Wald! so gibt es keines mehr.

„Draußen aber, dicht vor dem Walde, stand ein hohes lichtes Haus mit hundert Fenstern; die glänzten feurig wie die Sonne selbst, wenn diese in Westen sich senkte; und wenn die Nacht in ihrem Sternenmantel heraufgezogen kam, dann leuchtete das Licht von hundert Kerzen aus ihnen

von innen heraus, weit über das Land hin, und stahl sich durch das grüne Laub des Waldes, bis zu den dunkeln kleinen Hütten der armen Leute, die in diesen wohnten. Der Vater des wunderholden Knaben lebte mit den Seinen in dem hohen Hause in Pracht und ewigen Festen, denn er war groß und mächtig.

„Die alten Leute im Walde schüttelten wohl zuweilen die Köpfe, wenn der wunderholde Knabe so wild und muthig einhersprang, über die Felsenbäche und wilden Waldgewässer setzte, oder auf den hohen Felsenspitzen den Gemsensprung von einer zur andern wagte; wir jungen aber hatten große Freude an dem kecken Beginnen und folgten ihm so viel möglich überall hin, vor allem die arme Margareth. Wie oft harrte sie seiner bei'm ersten Morgenstrahl! er aber war immer anderswo, als wo man ihn erwartete. Oft wenn er Abends wie verschwunden schien, kein Angstruf ihn ereilen, kein Blick ihn erspähen konnte, dann weinte die arme Margareth um ihn, daß der Bach vor ihres Vaters Haus von ihren Thränen anschwoll; denn sie dachte sich ihn von irgend einem Felsengipfel in die tiefen Bergschlünde hinabge-

stürzt und verloren. Wenn dann aber das Morgenroth wieder über die Berge geschlichen kam, um die Vögel im Walde zu wecken, dann saß der Knabe hoch über Margareth in den dichten Zweigen der höchsten Buche, oder wiegte sich im Wipfel der schlankesten Tanne, und sang sein fröhliches Liedchen mit den Vögeln um die Wette, der Sonne entgegen. Wir Kinder nannten ihn deshalb Waldhähnchen, und er behielt den Namen lange, und lachte immer freundlich, wenn er ihn hörte. Gewiß er verdiente den Namen, er hatte Flügel wie ein Vogel, wenn gleich wir sie nicht sehen konnten, oder auch wohl wie die Engel, die haben auch Flügel, sagt man.

„Seine Gestalt war zart wie ein Traum, ein heller schöner Stern war sein Auge, anmuthig und zierlich all sein Thun. Sein bittendes Wort drang leise, aber gewaltig zum Herzen, ach und gewaltiger noch, wenn seine Lippe schwieg, und nur sein Auge sprach; dann erst schien das rechte Leben in ihm aufzugehen, dann war er wortlos beredter, als Andere es sind, und wenn sie tausend Zungen hätten. Wenn er neben der armen Margareth still im Grase saß, dann faßte sie sich

wohl zuweilen ein Herz und bat ihn, nicht so wild umherzuschweifen und nicht sein Leben in Gefahr zu setzen, das auch das ihrige war. Er aber erzählte ihr von dem wilden Wasserfall im tiefen Felsenthal, mit dem Riesenhaupte voll zitternder schneeweißer Locken, den er so liebte, und wie es ihm in dessen Nähe immer einen Namen zurief, den er nicht verstehe, und er dann immer höher felsan steigen müsse, um nur die Stimme nicht mehr zu hören, die dennoch nie von ihm ablasse, die ihn immer weiter verlocke, über den blauen See hin, zum Hügel, am Waldessaum, den die Sonne so lieb hat, dem die Morgenröthe, wenn der kalte Herbst kommt, ihren purpurrothen Königsmantel umhängt; immer weiter, immer weiter, ohne Ruh.

„Die Jahre vergingen, wir wurden größer und größer. Nicht mehr bestieg er die Felsen und Wipfel der Bäume, er wurde stiller, aber freundlicher gegen alle.

„Die arme Margareth sah oft von weitem die liebe Gestalt in dunkeln Schattenräumen sich verlieren, und folgte sie ihm, so saß er am Waldbach, flüsterte mit den Wellen, sprach mit der

Abendluft, weckte das Echo. Nachts ging er durch den Wald, ein schöner Stern ging ihm zur Seite. Doch nie durfte Margareth ihm nahen, wenn das holde Licht bei ihm war. Einst bat sie ihn mit Thränen, ihr nur den Namen des schönen Lichtes zu nennen, ihr Herz bedurfte es, ihn zu wissen, wenn es nicht brechen sollte. Alma, flüsterte er lächelnd. Ein kalter feuchter Schleier zog über Margareths Antlitz hin, und als sie die Augen wieder öffnen konnte, war er verschwunden.

„Auf dem Heimwege zu ihres Vaters Haus sah sie von weitem am Ufer des blauen Sees im Grase ihn sitzen; er horchte auf die kleinen goldnen Bienen, und lachte spielend mit den Libellen, die um ihn her schwärmten, die brachten ihm wohl Kunde von seinem Lichte, seiner Alma."

Die Fremde schwieg hier plötzlich und wurde sehr still und ernst. Die Sonne sank tiefer und beleuchtete den kleinen Hügel, auf dem wir saßen, die zahllosen gelben Sternenblümchen, mit denen das Gras rings umher wie besät erschien, fingen an sich im Abendwind zu regen, und wiegten auf ihren fast unsichtbar feinen Stengeln sich

hin und her, als wären sie lebendig geworden, und tanzten fröhlich im Abendsonnenstrahl.

„Seht Ihr's? seht Ihr's?" fing die Fremde wieder an, „die Lichter werden angezündet, das Fest beginnt, die Elfen kommen. So ist es auch damals gewesen. Der Knabe war, als wir ihn noch Waldhähnchen riefen, schon längst dem Elfenreiche verfallen. Denn merkt es wohl, Ihr Kinder, nur das Flüchtige ist schön. Dem Krieger blüht das Leben schöner, weil er es täglich auf's Spiel setzt, täglich von ihm Abschied nimmt. Die Rose ist schön, weil der West die leichten Blättchen schnell zerstreut, hierhin, dorthin. Der Regenbogen macht dem Engel Freude, der auf ihn zur blühenden Erde niedersteigt, weil die leicht geschwungene Brücke hinter ihm zusammenbricht und ihre glänzenden Farben in Luft zerflattern; und das Echo liebt den Schall, weil es eilends ihm nachrufen muß, ehe er verklingt. Darum lieben auch die Elfen die Kinder der Menschen, weil ihr flüchtig kurzes Leben durch das endlose Daseyn unsterblicher Geister hindurchfliegt, wie der Schmetterling durch die unermeßliche Bläue des Himmels. Und der Knabe gibt

sich den schönen Feen willig hin, und vergißt, was er sonst auf Erden geliebt hat, als wäre es nie gewesen.

„Alma aber war die Tochter des ersten Frühlingssonnenstrahls, der Elfenkönig war ihr Ahnherr, doch ihre Mutter eine Sterbliche aus dunkelm Stamm, wie die arme Margareth auch. Darum liebte das schöne Sonnenkind die armen weichen Menschen, und schlich sich oft mit seinem Vater hinab in's dunkle Thal und half ihm die Blumen wach küssen. Sie fand den Knaben, der damals Waldhähnchen hieß, im Grase schlummernd, und hielt ihn für eine Blume und küßte das Herz ihm wach. Darum tönte, lange ehe er sie gesehen, ihr Name, den er noch nicht auszusprechen wußte, durch alle seine Träume hindurch, es rief ihn und lockte ihn von Fels zu Fels, vom Wasserfalle zum tiefdunkeln Wald, er mußte ewig suchen, was ihm noch unbekannt war. Doch Alma, aus Furcht vor dem kalten strengen König, ihrem Ahnherrn, durfte es nicht wagen, sich dem Knaben zu zeigen, ehe er erwachsen sey; sie versteckte sich zwischen den kleinen Wellen, ihren Gespielinnen, die den See hüpfend kräuselten,

zuweilen verbarg sie sich auch im tiefen Kelche der Lilie, oder zwischen den Flügeln des an ihm vorübereilenden Schmetterlings. Doch alle ihre Diener sandte sie nach ihm aus, alle Boten des Frühlings mußten ihm von ihr erzählen. Die summende Biene, der bunte Schmetterling, die schlanke Libelle, die Vöglein im Walde, alle flüsterten und summten und sangen ihm ihren Namen zu, die Maienblümchen läuteten ihn im Thale aus, die Aurikeln, die Himmelschlüssel, die Sternblumen grüßten ihn mit einem Strahl aus ihren Augen. Er kannte sie, lange ehe er sie gesehen, und verfolgte, voll unendlicher Sehnsucht nach ihr, ihre Spur. So wuchs der Knabe unter seinen armen dunkeln Gespielen im Walde zum Jünglinge heran, und blieb gut und freundlich, auch gegen die arme Margareth.

„Nun war er groß geworden, nun zog er frei umher; aber die Welle schwieg, die Luft war still, die Bienen hatten ihm nichts mehr zu erzählen, und was die Waldvöglein ihm zusangen, verstand er nicht mehr. Ihm wurde unaussprechlich weh und traurig um das Herz, er meinte, es werde ihm brechen vor Sehnsucht; da stand die lange

gesuchte Gestalt plötzlich vor ihm, in der grünen Waldesnacht, in der ländlichen Tracht der Bewohner desselben, der hochgelbe, wie Gold schimmernde Strohhut umschattete ihr rosiges Gesicht. Er hatte nie sie gesehen; sein Herz, das ihren Namen ihm zuflüsterte, verstand er aber noch nicht, darum fragte er sie, wie er sie nennen solle. Alma heiße ich, sprach das schöne Sonnenkind, und nun erkannte er den Namen und die süße Stimme, die, sein ganzes Leben hindurch, über Berg und Thal ihn gelockt hatte. Er wußte nun, daß Alma es sey, von der Welle und Luft, Blumen und Vögel, Biene und Schmetterling und Libelle ihm immer erzählt hatten. Als Alma's Name nur noch, ihm selbst nicht deutlich geworden, in seinem Herzen erklang, da hatte sie die Sprache der Natur ihn schon verstehen gelehrt, die ihn auch liebte, weil Alma, das Sonnenkind, seine Freundin war; die um Alma's willen ihn stets mit weichen Armen umfaßt hielt, daß er sich nie bei seinen ehemaligen wilden Spielen verletzte, und die ihn sicher auftreten ließ, wenn er die weiten Sprünge des scheuen Rehes von Fels zu Fels verfolgte. Sie, die Natur, gab ihm Gewalt

über die Thüre des Waldes, über die hohe Eiche, über die Wellen des Sees, ach auch über das Herz der armen Margareth, alle mußten ihm huldigen wie ihrem Könige.

„Alma ging und kam von nun an; doch immer blieb sein Herz mit ihr. Wenn sie an seiner Seite über den grünen Rasen hinschritt, blitzten rings umher die goldnen Sternblumen auf und winkten ihr, mit den kleinen Häuptern nickend, einen freundlichen Gruß zu. Er aber nannte sie seinen Waldstern, und war glücklich. Alle Abende wandelte sie an seiner Seite durch die hochgewölbten grünen Hallen des dunkeln Waldes; wenn die Nacht die beiden hohen Gestalten mit ihrem weiten Mantel verhüllte, dann glänzte Alma's gelbes Hütchen wie ein goldheller Stern durch die Finsterniß, wo sie ging und stand, ward es licht um sie her. Die arme Margareth sah es allnächtlich aus dem kleinen Fenster ihrer Kammer in ihres Vaters Hause, in der kein Schlaf sie mehr besuchte. Aber sie weinte nicht mehr, denn das schöne Paar war so glücklich! und wenn ihr auch das Herz zuweilen stille stand, als ob es müde sey, ferner zu schlagen, was that denn das?

„Als der Lenz nun vorüberzog, da sollte Alma ihrem Ahnherrn, dem rauhen Herrscher, folgen in sein fernes duftiges Reich, doch sie entfloh ihm am letzten allerschönsten Tage des Frühlings, und der Geliebte verbarg sie in den Klüften des tiefdunkeln Waldes.

„Alma legte alle ihre Zaubergewalt ab, und ward und liebte wie ein sterbliches Mädchen, denn Liebe ist der mächtigste Zauberer, der alle andere überwindet, und Alma's Herz war sein Reich. Ach es waren Tage des Glückes, schöne goldne Tage, die sie zusammen verlebten! Die arme Margareth dachte oft, das Herz müsse ihr brechen vor Freude, darüber, daß das schöne Paar so glücklich war!

„Der Sommer floh vorüber, der Herbst zog heran. Die Sonnenstrahlen warnten das schöne Paar, sie gingen in Regenwolken unter, wie die Liebe in Trauer; aber das Paar achtete nicht darauf. Immer seltner, immer später, immer trüber kehrten die goldnen Strahlen wieder, auf immer kürzere Zeit. Die Liebenden wurden das nicht gewahr, sie sahen die Nebel nicht, die sich immer grauer und dichter zusammenzogen. Da brauste der Wald, die mächtigen Eichen krachten, die Gipfel der hohen Tannen bogen bis zur Wur-

zel sich, die uralten Buchen schauderten, in allen ihren Aesten erbebend, die Erde zitterte, der mächtige König kam auf seinem dunkeln Wolkenwagen, von acht schneeweißen Rossen gezogen. Der Fels erbebte von ihrem Hufschlag, weiße Flocken lösten unter ihren Tritten sich los und deckten weit und breit das ganze Land, die Liebenden sollten von einander scheiden. „Scheidet!" gebot der zürnende König.

„Er haßte den Jüngling, der ihm sein Liebstes entführt, aber er liebte sein eignes Geschlecht, und hätte gern dem schönen Sonnenkinde verziehen. Laß ab von ihm! gebot er, und folge mir in mein duftiges entferntes Reich. Gehorche mir, oder bleibe auf ewig verstoßen aus meinem weiten Gebiet. Wandre arm und dürftig, gleich andern Sterblichen, auf der dunkeln Erde. Verliere alle Vorzüge Deines unsterblichen Geschlechts, die ewig heitre Jugend, Deine Gespielen, Deine Freunde, keines von allem diesen wird in die Oede Dir folgen, in die Du verbannt bleibst, und nur noch einen flüchtigen Frühling hindurch wird Dir vergönnt seyn zu leben."

„Und er?" fragte wehmüthig seufzend das arme schöne Sonnenkind.

„Er stirbt mit Dir!“ erwiederte der strenge Richter.

„Und wenn ich ihn verlasse? und mit Euch ziehe?“ fragte Alma erbleichend.

„Frage nicht!“ erscholl es aus der Höhe über ihr.

„Wehe mir! o wehe mir! klagte Alma. Wohl weiß ich es, um sein armes kurzes Menschenleben ist es dann auch geschehen. Was kann die Erde ihm geben, wenn er mich verlieren muß? wenn meine Nähe ihm nicht mehr die Morgenröthe bleibt, die seine Nacht zerstreut? So fahre denn hin, du letztes Band, das mich dem Reiche höherer Wesen noch verbindet, ich gehe mit Dir unter, Du Geliebter, ein sterbliches Weib. Sprich nur mein Urtheil aus, donnernder König. Du ewig Geliebter sollst an keinem Schmerze sterben, mein Kuß weckte Dich zu erhöhterem Leben auf, mein Kuß wiegt Dich in den Schlaf, dem auf Erden kein Erwachen folgt.“

„Furchtbarer rollten die Wetter, schwarze Wolken deckten die Sonne, heulender Sturm rief den Liebenden noch aus der Ferne des enteilenden Königs Zornworte zu. Aber von neuem, in unaussprechlicher Lieblichkeit sank der Frühling wieder auf die Erde; der erste Sonnenstrahl, der ihn verkündete, küßte Alma seine Tochter und

ihren Geliebten, und stille selige Wehmuth zog in ihre Herzen ein.

„Da weinte nicht nur die arme Margareth, auch in allen Blumenaugen glänzten Thränen.

„Wie der Frühling vorüberzog, verblühte auch das Leben des liebenden Paares mit dem der Veilchen und Maienglöckchen. Am letzten Tage desselben sollte der Todesengel sie vernichten.

„Aber nein, aber nein! sie sind nicht gestorben, rief Margareth jetzt laut, und erhob sich, wie neu belebt, von der Rasenbank: nein, sie sind nicht gestorben, sind nicht bei den Todten, die Leute wollten das der armen Margareth nur einreden, weil man sie nach dem heftigen Unwetter am letzten Frühlingstage nicht mehr durch den Wald gehen sah. Alma's reines Liebesopfer versöhnte die reinen Geister der Lüfte; ihre Verwandten, die Sonnenstrahlen, baten für das holde Paar, und sie sandten in Gewittern ihre Wolkenboten nieder zur Erde. Die hüllten die Liebenden in ihre weiten goldumsäumten Gewande, und hoben sie hinauf in ihr ewig lichtes Reich. Niemand will es der armen Margareth glauben, aber sie sieht sie oft dort oben Hand in Hand friedlich einherschweben, im rosig goldnen Schleier,

der ihnen weit nachzieht. Wenn die Sonne Abends von der Erde Abschied nimmt, folgen sie dem ewigen Lichte. Jetzt eben, seht Ihr es nicht? dort in Westen, hinter dem Walde, weht Alma's mit Gold und Purpur durchwirkter Schleier schon herauf. Seht, dort! dort!"

Sie sank auf die Rasenbank ermattet zurück, während sie mit der blendend weißen zitternden Hand auf ein kleines goldnes Sommerwölkchen deutete, das hinter dem Walde am Himmel aufstieg. Ihre Augen schlossen sich, als ob sie schlief, und wir standen in großer Verlegenheit um sie her, und wußten nicht, was wir beginnen sollten.

„Arme Schwester, arme Margareth!" sprach plötzlich eine Männerstimme dicht hinter uns; ein hübscher stattlicher Mann in Jägertracht trat neben der Rasenbank aus dem Walde hervor. „Gute, liebe Schwester!" fuhr er fort, indem er die Leidende mit großer Sorgfalt aufzurichten suchte, „wir hätten Dir nicht den Willen thun, Dich nicht in's Freie, nicht hierher lassen sollen, aber Deinen Bitten widerstehe, wer da kann; ich kann es nicht."

„Komm, liebe Margareth, komm in's Haus, ehe der Abendthau fällt."

Margareth schlug die Augen zu ihm auf und

sah freundlich lächelnd ihn an, während sie an seinem Arme sich aufzurichten suchte; doch die Kräfte versagten ihr, die Kniee brachen unter ihr zusammen, und sie sank wieder auf die Rasenbank zurück. „Arme, arme Schwester,“ seufzte der Förster recht aus tiefem Herzensgrund, und blieb eine Weile in tiefem Nachsinnen neben ihr stehen.

„Meine lieben jungen Herrschaften,“ sprach er jetzt zu uns, „bleiben Sie nur noch eine kleine Weile bei meiner Schwester, ich bitte herzlich darum. Mein Haus liegt keine hundert Schritte von hier im Gehölze; ich eile Hülfe zu holen, und bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen.“ Er verschwand augenblicklich im Gebüsch, und wir blieben mit gefalteten Händen neben der armen Margareth stehen. Bleich, aber schön wie ein Engel, lag sie da, lächelnd, die Augen auf die Wolken geheftet, die immer lichter und prachtvoller am Himmel heraufzogen. Uns war traurig und freudig zu Muthe, und feierlich als wären wir in einer Kirche.

Der Förster kam jetzt in Begleitung zweier seiner Leute wieder, die einen großen bequem gepolsterten Armsessel trugen, in diesen ward die arme Margareth mit vieler Sorgfalt gehoben und dann fortgetragen.

Ihre Augen sahen noch immer zu den Wolken hinauf, den Kranz von Immortellen, den sie sich geflochten, hielt sie fest in der Hand, und als die Leute sie in's Gebüsch hineintrugen, sah sie noch einmal nach uns sich um, lächelte uns freundlich zu, winkte, wie Abschied nehmend, mit dem Kranz, und war nun unsern Blicken entschwunden.

Still und schweigend gingen wir nach Hause; sogar Alex sagte kein Wort, der doch sonst immer gern plaudern wollte. Am Hügel kamen die Mutter und Brigitte uns wieder entgegen, unser ungewöhnlich stilles Wesen fiel der Mutter auf, sie wollte wissen, ob uns etwas Unangenehmes begegnet sey, und ich sagte ihr, daß die arme Margareth, bei der wir wieder gesessen und die uns ein schönes Mährchen erzählt habe, plötzlich so unwohl geworden sey, daß man sie habe nach Hause tragen müssen, weil sie nicht gehen konnte.

„Ich wollte schon längst es der gnädigen Frau anheim stellen, ob es nicht besser sey, den jungen Herrschaften nicht so viel Umgang mit der Jungfer Margareth zu gestatten," sagte Brigitte. „Ich habe mich näher nach den Förstersleuten erkundigt, sie sind brav, auch sauber und manierlich, dawider ist nichts zu sagen; vielleicht ein

wenig zu vornehm für ihren Stand, sie lesen viel in Büchern, doch, du lieber Gott, das ist nun einmal die Art der jetzigen Welt, und wem geht das etwas an? jeder mag zusehen, wie er es treibe; was mich nicht brennt, lösch' ich nicht. Aber die Jungfer Margareth ist nicht nur kränklich, die arme fleißige Person ist auch im Kopfe nicht recht richtig, das sagen Alle, die sie kennen; sie spricht oft ganz verwirrt, und kleidet sich auch so wunderlich, daß man ihr es gleich ansieht, sie ist verrückt. Sie soll zwar immer lammfromm seyn und keinem Menschen etwas zu Leide thun, aber solchen armen gestörten Wesen ist doch nicht zu trauen, sage ich immer; wer kann es vorher wissen, was sie im Stande sind zu thun, wenn der Raptus über sie kömmt!"

„Brigitte, wie kannst Du nur so etwas den dummen Leuten nachsprechen!" rief ich, mich gewaltig ereifernd. „Die, welche dieses behaupten, kennen entweder die Margareth nicht, oder sind selbst nicht richtig im Kopfe. Gewiß kann keiner von ihnen, und selbst Du nicht, liebe Brigitte, so schöne Mährchen erzählen, wie Margareth uns heute eins erzählt hat. Krank ist sie, das ist leider wahr, aber verrückt? Sobald wir oben i

Hause sind, will ich der Mutter alles erzählen, was ich heute von Margareth gehört habe; ich habe es recht gut behalten, und da mag sie selbst urtheilen. Ich weiß, liebe Mutter, Margareth's Mährchen vom Waldhähnchen wird Dir gefallen, und Du wirst gewiß einsehen, daß sie recht sehr bei Sinnen ist, und uns den Umgang mit ihr nicht verbieten."

Mein Vorschlag wurde angenommen, und sobald wir uns wie gewöhnlich um die Mutter her geordnet hatten, fing ich an, mein Versprechen zu erfüllen. Mein Gedächtniß, das, so lange ich ein Kind war, wirklich bewundernswerth genannt werden durfte, leistete mir dabei die trefflichsten Dienste, auch nicht der kleinste Umstand wurde von mir vergessen, und es gelang mir sogar fast wörtlich und ganz in Margarethens Art alles zu wiederholen, wie ich es von ihren Lippen vernommen. Die Mutter hörte sehr aufmerksam mir zu, ein paarmal wollte es mir sogar vorkommen, als ob ich Thränen in ihren lieben Augen blinken sähe. Brigitte, die, wie gewöhnlich, mit ihrem Strickzeuge in einem Eckchen saß, hörte Anfangs auch auf meine Worte, nickte aber zuletzt doch darüber ein; auch Mathilde und Alex wurden schläfrig und mußten zu Bette gebracht werden:

so blieb ich denn gegen das Ende der Geschichte mit meiner Mutter und der schlafenden Brigitte allein.

Ich erzählte immer fort, während meine Mutter still vor sich hin weinte, und mir ihre Thränen nicht mehr verbergen mochte. Das rührte mich unbeschreiblich, ich wollte aufhören, weil meine Erzählung sie so angriff, aber sie litt es nicht, ich mußte fortfahren, bis ich zu der Stelle kam, wo die Luftgeister das schöne Paar in ihrem weiten Wolkenmantel hinauf in den Himmel tragen: „Nicht weiter, nicht weiter!“ rief meine Mutter nun, „es ist genug, Franziska, höre auf, mein Kind.“ Sie weinte noch eine Weile recht aus Herzensgrunde, während sie mich zu sich hinzog und mich liebevoll an ihre Brust drückte.

„Du hast recht schön erzählt, mein Fränzchen,“ sprach sie zuletzt und trocknete sich die Augen ab, „Du brauchst Dir nicht darüber bange werden zu lassen, daß Dein Mährchen mir Thränen erpreßte; es hat Erinnerungen an längst vergangene Begebenheiten und Zeiten in mir erweckt, von denen Du nichts wissen konntest, die ich Dir aber jetzt mittheilen will, denn Du wirst nun mit jedem Tage größer, und es ist Zeit, daß Du das Leben auch von seiner ernsteren Seite kennen lern

Deine Margareth aber wollen wir beide morgen mit dem Frühsten besuchen, ich glaube in ihr eine alte Jugendbekannte von mir wiederzufinden. Brigitte! Brigitte, erinnerst Du Dich noch des alten Försters, Huber in Lichtenhaus, und seiner beiden Kinder, Anton und Margareth?"

„Ja, gnädige Frau, der neue Förster unten am Walde heißt Anton Huber," erwiederte Brigitte ganz schlaftrunken; doch als meine Mutter ihre Frage nochmals wiederholte, ermunterte sie sich völlig, suchte das ihr entfallene Strickzeug vom Boden auf, setzte sich damit zu uns an den Tisch, und kam nun von selbst auf den Gedanken, daß der Förster Anton Huber und seine Schwester Margareth niemand anders als die Kinder des Försters aus Lichtenhaus wären.

„Wie man doch im Alter vergeßlich wird," sprach sie. „Wer hätte denken sollen, daß ich den alten Förster Huber vergessen und seinen Sohn Anton nicht gleich wieder erkennen sollte, den ich doch, als ich noch bei dem hochseligen Herrn Oberlandjägermeister in Schloß Lichtenhaus war, selbst aus der heiligen Taufe gehoben. Ach, Fräulein Fränzchen, das Schloß Ihres Herrn Großvaters hätten Sie sehen sollen, das war eine

Pracht! Es lag hoch oben auf dem Berge, aus allen Fenstern hatte man die schönste Aussicht, meilenweit in's Land hinein. Unten, nahe am Schloßberge, lag ein großer herrlicher Wald, und ein Dorf darin, in welchem der Förster Huber das einzige einigermaßen reputirlich aussehende Haus bewohnte. Viel hundert Mal bin ich den steilen Schloßberg heruntergelaufen, um die Försterleute zu fragen, ob sie vom Junker Theodor nichts wüßten, wenn der einmal wieder bis spät in die Nacht hinein im Walde blieb. Was mir der Theodor in meinem Leben für Angst gemacht hat! Er war ein recht wilder Knabe! aber himmlisch gut, und freundlich und schön wie ein Engel: und mußte so früh aus der Welt! Doch will nichts mehr von ihm sagen, es betrübt die gnädige Frau."

„Himmlisch gut und freundlich und schön wie ein Engel," wiederholte meine Mutter mit zum Himmel gewandten Augen. „Ja so war er, so war mein theurer Bruder. Und glaube nicht, gute Brigitte, daß ich mich ungern an ihn erinnern lasse. Ich denke seiner oft im Stillen und möchte ihn nie vergessen, selbst wenn ich es könnte. Auf alle Weise möchte ich sein Andenken in Ehren halten, darum will ich gleich morgen Margareth

aufsuchen, die gewiß keine andere seyn kann, als die Tochter unseres alten Försters in Lichtenhaus. Ich will mich ihrer schwesterlich annehmen, denn sie hat meinen Bruder sehr lieb gehabt, und er sie auch. Ich will alles was in meinen Kräften steht anwenden, um ihr armes krankes Herz zu trösten und zu heilen, dann wird auch ihr zerrütteter Geist sich wieder zurecht finden, das hoffe ich von Gott. Längst schon hätte ich mich ihr zu nähern gesucht, wenn es mir nur möglich gewesen wäre, ihren bisherigen Aufenthalt zu erfahren. Doch nun ist sie gefunden, und ich freue mich darüber von Herzen. Gute Nacht, meine Franziska, morgen früh gehen wir beide mit Brigitten, die arme Margareth zu besuchen."

Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich am folgenden Tage schon die Mutter weckte. Während ich an ihrem Arm den Hügel hinabging, fing sie an, mir die Geschichte meines Onkels Theodor mitzutheilen, die, wie sie sagte, mich lehren sollte, die wirkliche Welt von der Mährchenwelt zu unterscheiden, obgleich beide einander näher verwandt wären, als viele Menschen es einsehen oder glauben wollten.

„Meines Vaters Schloß, Lichtenhaus," sprach

sie, „wo ich geboren bin und die gute Brigitte vom ersten Tage meines Lebens an mich in ihren Armen trug, war ganz so, wie Brigitte es Dir gestern Abend beschrieb, und Margareth hat in ihrem Mährchen, das in vieler Hinsicht kein Mährchen ist, mit dem hohen lichten Hause, in welchem der Knabe wohnte, gewiß nichts anders meinen können, als eben dieses unser Schloß. Mein Bruder Theodor war nur ein Jahr jünger als ich, und mit Margareth, der Tochter des Försters, dessen Kinder unsre Spielgefährten waren, in gleichem Alter; ihr Bruder Anton ist aber sechs bis sieben Jahre älter wie sie, und gab sich deshalb weniger mit Theodor ab. Unser Vater hatte meinen Bruder schon sehr früh für die Jägerei bestimmt, denn er selbst war ein leidenschaftlicher Jäger und ein sehr unterrichteter Forstmann, und achtete das frische freie Leben in Forst und Wald für das glücklichste auf Erden. Deshalb verließ er auch nie seinen schönen ländlichen Aufenthalt, um ihn, wie andere seinesgleichen thaten, mit der Stadt zu vertauschen; wir wohnten im Sommer wie im Winter auf Schloß Lichtenhaus. Mein Bruder aber brachte den größten Theil seiner Kindheit mit freiem Umherschweifen im Walde zu,

damit der zwar gesunde, aber von Natur sehr zart gebildete Knabe in der freien Luft rüstig und stark werden, und seine Glieder brauchen lernen sollte, wie ein rechter Jäger es muß. Jede Tageszeit war ihm gleich, Morgen und Abend, Tag und Nacht, mein Vater äußerte nie die mindeste Besorgniß, wenn er spät nach Hause kam, oder auch wohl einmal über Nacht ausblieb. Er wußte aber auch, daß alle Leute, weit und breit im Lande, den Knaben lieb hatten und über ihn wachten, damit er nicht Schaden nähme. Besonders aber waren die Kinder des armen Walddörfchens unten vor dem Schlosse ihm mit Liebe zugethan, und begleiteten ihn überall hin. Die Tochter des Förſters, Margareth, folgte ihm auf seinen Streifereien wie sein Schatten, auf Wegen, wo zuweilen die kühnsten und gewandtesten Knaben zurückblieben, und war ihm die liebste unter allen seinen Gespielen. Sie war ein schönes, aber wunderbares Kind, das schon früh vor allen andern Kindern durch eine gewisse heftige Innigkeit sich unterschied; ihre ausgezeichneten Fähigkeiten in geistiger Hinsicht waren von ihrem braven verständigen Vater zu einem Grad von Bildung erhoben worden, den man in ihrem Stande selten an-

treffen wird; Theodor aber war von innen und außen ganz so, wie sie ihn beschreibt, wenn man einige mährchenhafte Unwahrscheinlichkeiten abrechnet. Auch erinnere ich mich jetzt, daß die Kinder im Dorfe ihm einen Beinamen gegeben hatten, sie nannten ihn Waldvogel oder Waldhähnchen, weil er so gern aus dem Wipfel der höchsten Bäume sein lustiges Liedchen erschallen ließ, wenn sie ihn unten lange genug gesucht hatten, und er pflegte sich gern so nennen zu lassen.

„Als er älter wurde, erhielt sein Leben freilich eine ernstere Wendung; man gab ihm Lehrer, unter denen mein Vater der erste blieb, die für das ihm bestimmte Fach der Jägerei und Forstwissenschaft ihn bilden sollten, und er durfte nicht mehr den ganzen Tag im Walde umherstreifen wie wohl sonst. Margareth blieb sein Liebling, aber auch sie wuchs heran und wurde ein Mädchen von seltner, ich könnte sagen, von rührender Schönheit; ihr ganzes Wesen trug einen Anstrich schwermüthiger Träumerei, die sie zu einer sehr interessanten Erscheinung machte, aber ihr ehemaliges, so fröhliches Naturell schien sich ganz verändert zu haben.

Ich war nun achtzehn Jahre alt geworden, heirathete Deinen Vater, liebe Franziska, und zog mit ihm weit weg, in dieses mir damals ganz unbekannte Land, fern von den Meinigen, von denen ich nur selten Nachricht erhielt. Theodor schrieb mir zwar zuweilen; doch vieles in seinen Briefen schien mir wunderbar dunkel, als ob ein schweres seltsames Geheimniß sein Gemüth bedrücke. Das währte so ein paar Jahre, und ich verfiel in große Sorge um den geliebten Bruder, von dessen eigentlichem Zustande ich so gar nichts Bestimmtes erfuhr. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach den Meinigen, ein mir selbst unerklärliches Heimweh ergriff mich und drohte meine Gesundheit zu zerstören; so daß Dein guter Vater es endlich für gerathen hielt, mich auf einige Zeit nach Hause reisen zu lassen, damit ich mich selbst überzeugen könne, daß alles dort wohl stehe. Das Jahr war schon weit vorgerückt, der Winter nahte mit starken Schritten, aber meine innere Unruhe erlaubte mir nicht, die Rückkehr des Frühlings abzuwarten; ich reiste ab, trotz Sturm und Wetter, sobald ich nur die Erlaubniß dazu von meinem Manne erhielt.

„Ein furchtbares Ungewitter, wie die ältesten

Leute in dieser Jahreszeit erlebt zu haben sich nicht erinnerten, überfiel mich unterwegs am Tage vor meiner Ankunft in Lichtenhaus. Der Sturm entwurzelte die mächtigsten Bäume, es schneiete und regnete zugleich, während einander durchkreuzende Blitze die tief herabhängenden schweren Wolken zerrissen und den Untergang alles Lebens zu verkündigen schienen. Unaussprechliche Bangigkeit bemächtigte sich meiner, es war nicht nur die so natürliche Furcht bei diesem ungewöhnlichen Aufruhre der Elemente, die mich ergriff, es war eine schwere Ahnung herannahenden Unheils, dessen Vorbedeutung ich in diesem Wetter sah. Mit ängstlichem Herzklopfen stieg ich in Lichtenhaus aus dem Wagen; doch wie fand ich dort alles so ganz anders, als meine bänglich aufgeregte Phantasie es mir vorgespiegelt hatte!

„Mein Vater kam heiterer, als ich ihn je gesehen, mir entgegen, Theodors Auge strahlte von innerm Glück, meine übrigen Geschwister, alle die Meinen drängten mit lautem Jubel sich um mich herum. Mitten im lieben bekannten Kreise entdeckte ich ein mir noch fremdes Wesen von überirdischer Schönheit, eine so zarte liebliche Ge-

stalt, ein Gesicht mit diesem Ausdruck himmlischer Reinheit und unendlicher Güte hat mein Auge nie, weder vorher noch nachher, erblickt. Theodor führte sie mir zu, legte sie an mein Herz, bat mich, sie als Schwester zu begrüßen, nannte sie seine Amelie, seine seit wenigen Stunden ihm verlobte Braut. Ich erlag fast der Freude, die von allen Seiten auf mich eindrang.

„Ich hatte meines Bruders Braut nie früher gesehen, denn sie gehörte zu einer Familie, mit welcher wir keinen Umgang hatten, obgleich das Schloß derselben, jenseits des Waldes in einem Thal von wilder erhabener Schönheit, nur zwei Stunden weit von dem unsern entfernt lag. Ameliens Mutter hatte bei der Verheirathung des Kronprinzen es von diesem zum Geschenk erhalten. Amelie war die Tochter des Prinzen, ihre Mutter hatte sich späterhin anderweit verheirathet, und man sagte ihr und ihrer Lebensweise viel Böses nach, so daß alle rechtlichen Leute den Umgang mit ihr scheuten, und es vermieden, mit ihr auf irgend eine Weise in Berührung zu kommen.

„Amelie aber war edlerer Natur, sie hätte so gern ihre Mutter kindlich geehrt und geliebt, die Verirrungen derselben betrübten sie sehr, und als

sie heranwuchs, und ihre Mutter immer tiefer in Ausschweifungen aller Art versank, da zog sie in einem abgelegenen Flügel des Schlosses, der ihr zur Wohnung angewiesen worden war, in die tiefste Einsamkeit sich zurück, und erschien nie bei jenen rauschenden Gelagen, bei denen man auch ihre Gegenwart gern entbehrte. Einsame Spaziergänge im nahen Walde waren ihre tägliche und einzige Erholung. Dort hatte Theodor sie, dort hatte sie ihn gefunden, und von nun an verging beinahe kein Tag, an dem beide nicht in irgend einem heimlich stillen Thale sich trafen. Niemand wußte um das Geheimniß dieser Zusammenkünfte als die arme Margareth, und sie bewahrte es treulich in stiller Brust; doch was sie dabei empfunden haben mag, kennt nur Gott, der ihre Thränen zählte!

„Mein armer Bruder war nicht schuld an diesen Thränen, er hatte keine Ahnung von dem, was in ihrem Gemüthe vorging, und war und blieb mit brüderlicher Liebe ihr zugethan. Doch seine Amelie liebte er anders, er liebte sie wie sein Leben, wie seine Augen, wie seine künftige Seligkeit, wie die arme Margareth ihn liebte.

„Das wüste rohe Leben im Schlosse von Ameliens Mutter wurde indessen zu einem G

gesteigert, den der Tochter reines Gemüth nicht länger tragen konnte. Nicht nur daß man sie täglich, ihres bessern Strebens wegen, höhnend verfolgte, sie sah sich auch Gefahren ausgesetzt, von denen Deine Unschuld, meine Franziska, sich keinen Begriff machen kann. Theodor fand sie einst in Thränen, der Verzweiflung nahe. Sie erklärte ihm, daß sie entschlossen sey zu fliehen, so weit ihre Füße sie trügen, und lieber in den Tod gehen wolle, als in jenen Wohnsitz des Lasters zurückkehren, in welchem es keine Sicherheit mehr für sie gab. Da hob Theodor sie auf sein Pferd, und führte auf weiten Umwegen, von keinem Auge gesehen, sie bei nächtlicher Weile in seines Vaters Haus. Das Schloß war groß und weitläuftig gebaut; unerachtet unsere Familie sehr zahlreich war, so stand doch eine Reihe von Zimmern völlig unbewohnt da. Theodor konnte leicht und unbemerkt die Geliebte in einem von diesen, Wochen, ja Monate lang verborgen halten; keiner der Diener, dessen Hülfe er dabei vielleicht bedurft hätte, würde dem Vater ihn verrathen haben, denn alle hingen mit unbeschreiblicher Liebe und Treue ihm an. Auch war dieß Wagniß sein erster Entschluß, er wollte Zeit gewinnen, um

den Vater nach und nach mit seinem Verhältnisse zu Amelien bekannt zu machen, und ihn seiner Liebe günstig zu stimmen. Doch Amelie verwarf beinahe zürnend diesen Vorschlag, jedes heimliche Thun war ihr in tiefster Seele verhaßt, und sie hatte in ihrem Gemüthe schon genug darüber gelitten, daß sie von ihrem unseligen Verhältnisse bis jetzt gezwungen worden war, meinen Bruder nur im Verborgenen zu sehen. Sie bestand darauf, daß Theodor noch in der nämlichen Stunde sie zum Vater führen solle, um dessen Schutz für sie zu erflehen. Der Vater zürnte Anfangs, er nannte den Schritt, den sie gewagt, unbesonnen und widerrechtlich; doch ihre rührende Schönheit, ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr heißes demüthiges Flehen, sie nicht wieder hinaus in's Verderben zu stoßen, entwaffneten ihn. Er verhieß ihr seinen Schutz, übergab sie unserer Tante, die seit dem frühen Tode unserer Mutter bei mir und meinen Geschwistern die Stelle derselben vertreten hatte, und suchte nun bald möglichst sich nähere Nachrichten von der Mutter Ameliens und ihrer Lebensweise zu verschaffen. Was er davon erfuhr, überzeugte ihn, daß Amelie zu dem auffallenden Schritte, den sie gewagt, nur zu berechtigt ge-

wesen sey, und er eilte, den Kronprinzen, dem er wohl bekannt war, davon zu benachrichtigen, der Tochter jetzigen Aufenthalt ihm kund zu thun, und ihn um Verhaltungsbefehle für dieselbe zu bitten.

„Ameliens fürstlicher Vater, von andern Verbindungen, andern Neigungen angezogen, hatte die Existenz seiner ehemaligen Geliebten und seiner Tochter beinahe völlig vergessen; jetzt ward er seit langer Zeit zum ersten Mal wieder an letztere erinnert, und zwar auf eine Weise, die seine lebhafteste Theilnahme erregte. Er ordnete sogleich eine große Jagdparthie in den Forsten an, die unter der Aufsicht meines Vaters standen, und benutzte dieses zum Vorwande, um meinen Vater auf Lichtenhaus zu besuchen und seine fast nie gesehene Tochter kennen zu lernen. Mitten in dem Sturm, der mich unterwegs betroffen, und der freilich von weit gräßlicherer Vorbedeutung war, als ich es selbst damals ahnen konnte, kam der Prinz in Lichtenhaus an. Was soll ich Dir weiter noch sagen, meine Franziska? Theodors reine innige Liebe, die rührende Ergebung, mit der Amelie ihre Zukunft dem Vaterherzen anheimstellte, siegten über Vorurtheile mancherlei Art, die beide Väter der Verbindung des jungen Paares Anfangs abgeneigt machten. Amelie und Theodor

wurden feierlich einander verlobt, Amelie selbst, gegen jede Verfolgung von Seiten ihrer sehr erzürnten Mutter sicher gestellt, und der Kronprinz, begleitet von den Segnungen seiner Kinder, verließ wenige Stunden vor meiner Ankunft das Haus meines Vaters.

„Selige, selige Zeiten folgten nun. O, mein Gott, wie waren wir doch alle so unbeschreiblich glücklich! wie waren unsere Herzen so freudig, so ruhig, so frei von jeder Vorahnung des zerstörend nahenden, gräßlichen Unheils!

„Meines Bruders Hochzeit war auf den Johannistag angesetzt, an welchem er sein einundzwanzigstes Jahr vollendete. Mein Mann erlaubte mir bis dahin im Kreise meiner Geliebten zu verweilen. Der lange ersehnte Tag kam heran. In Folge eines alten Familiengebrauchs sollte die Trauung um Mitternacht vor sich gehen. Auf einem großen freien Platz, mitten im Walde, waren für uns und die ländlichen Bewohner der Umgegend Zelte errichtet, wo wir mit einigen wenigen Freunden uns des schönen Festes erfreuen wollten. Die Luft war schwül, die Sonne brannte heiß, das Brautpaar ging allein hinaus in die kühlen Waldesschatten, wir andern blieben in den Zelten. O meine Franziska! Ein Ge-

witter, das lange von ferne gedroht hatte, ward von der Windesbraut plötzlich über unsre Häupter heraufgeführt, der Regen strömte, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgte; plötzlich schien die Welt in Flammen zu stehen, wir alle bebten fast bewußtlos in dumpfer Betäubung. Und nun ward es auf einmal stille, ganz stille. Es brennt im Walde! rief einer der Jäger. Die Männer stürzten aus den Zelten hinaus. Wenige Schritte von den Zelten hatte der Blitz die höchste älteste Eiche des Waldes getroffen, ach und mehr noch, weit mehr, als den ehrwürdigen Baum! Das junge Brautpaar lag Arm in Arm an seinem Stamme gelehnt. Gott hatte, in der höchsten Blüthe des Glücks, es in Wettern von dieser Welt abgerufen."

Die Mutter sagte kein Wort mehr, sie trocknete ihre Thränen, die langsam ihr die Wangen hinabrollten, und ging still in sich gekehrt vor mir her. Ich sah wohl ihr Bestreben, zu lebhaft erneute Erinnerungen wieder niederzukämpfen, und mochte es nicht wagen, sie dabei zu unterbrechen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Aber ich selbst war keines Wortes mächtig, tiefe Wehmuth, geheimes innerliches Grausen beengten mir die Brust. So erreichten wir denn allmählich die Wohnung des Försters, ein artiges kleines Haus, mit grünen

Jalousien, von Waldreben, hohen Rosen und Je-längerjelieber rings umzogen.

Der Förster, der vor der Thüre desselben saß, stand bei unserer Annäherung, uns ehrerbietig begrüßend, von seinem Sitze auf, meine Mutter sah ihn eine Weile forschend an, und ging dann auf ihn zu, indem sie freundlich die Hand ihm bot.

„Anton Huber," sprach sie, „kennen Sie denn Klara von Lichtenhaus nicht mehr?"

„O mein Gott, ja!" rief Anton sehr ergriffen, „ja Sie sind es, gnädige Frau, Sie sind es selbst, gütig und freundlich, wie Sie von jeher es waren. So wie ich Ihren Namen nennen hörte, vermuthete ich, daß Sie es wären, unser ehemaliges geliebtes und geehrtes Fräulein Klara. Wohl zwanzigmal war ich im Begriffe, zu Ihnen hinaufzugehen — es sollte nicht seyn. Es wäre vielleicht gut gewesen, aber es sollte nicht seyn. Und nun kommen Sie selbst! und eben heute!" setzte er mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu.

Meine Mutter setzte sich auf die Bank vor dem Hause und nöthigte den Förster, sich neben ihr zu setzen. Sie bat ihn, ihr von Margareth und deren zeitherigem Ergehen etwas zu sagen, ehe sie selbst sie aufsuche. „Meine Kinder," sprach sie, „haben schon ihre Bekanntschaft gemacht und, wahrschein-

lich aus der von mir angeerbten Neigung zu ihr, sie sehr liebgewonnen. Ich höre, sie war gestern krank, wie steht es denn heute um sie?"

„Wohl, gewiß sehr wohl!" erwiederte der Förster mit feierlichem Ernst. Dann setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Ihr Geschick, seit jenem Schreckenstage, läßt in wenige Worte sich fassen. Die gnädige Frau erinnern sich vielleicht, daß Margareth schon einige Zeit vorher still und bleich wie ein Schatten umherschlich, und endlich das Zimmer nicht mehr verließ, ohne doch über eigentliche Krankheit zu klagen. Die Leute sagten, sie sey tiefsinnig geworden; was sie damit meinten, weiß ich nicht recht, von jeher lag ein tiefer Sinn in allem, was Margareth sagte und that; wohl aber weiß ich, daß sie fromm und gut war und blieb, wenn sie gleich mehr in sich gekehrt erschien, als wohl früher, und zuweilen Dinge sprach, die nicht Alle verstanden. Ich aber wußte immer, wie sie es meinte.

„Daß jenes ewig beklagenswerthe Ereigniß sie gänzlich darniederschlug, war wohl kein Wunder; hat es doch damals meinem alten Vater beinahe das Leben gekostet, der den entsetzlichen Schrecken lange nicht verwinden konnte; denn er hatte ganz nahe an dem Unglücksbaum gestanden.

Sie selbst, gnädige Frau, lagen zum Tode krank, der Zustand im ganzen Schlosse war so traurig, daß wir, bei allen unsern Leiden, uns dagegen noch glücklich priesen. Daher fanden wir es auch ganz natürlich, daß Niemand von Ihnen daran denken konnte, sich um die arme Margareth zu bekümmern, die indessen regungslos, zwischen Leben und Sterben, auf ihrem Bette lag. Nach ein paar Monaten erholte sie sich zwar insofern, daß sie wieder umherging, ihre kleinen Geschäfte im Hause versah und ihre feine Spitzenarbeit wieder hervorsuchte; aber kein Bitten, kein Fragen, keine Vorstellungen konnten nur ein Wort ihr abgewinnen. Schwere Seufzer, klagende Blicke voll innern Jammers blieben ihre einzige Sprache, und die Todtenblässe, die, als sie das Entsetzliche erfahren, ihr Gesicht überzog, wich nie wieder von ihr. Nie habe ich seit jenem Tage eine Spur ihrer sonst so blühenden Farbe ihre Wangen röthen gesehen.

„Um meine Schwester einem Orte zu entreißen, wo jeder Stein, jeder Baum die schmerzlichsten Erinnerungen in ihr aufregen mußte, bewarb ich mich um einen Försterdienst in der Ferne. Ich erhielt ihn, und meine gute Margareth zog willig mit mir, wie sie denn von jeher alles gern gethan hat, was ich von ihr bat. Ich verheira

thete mich in meinem neuen Wohnort, meine herzensgute Frau that der armen Margareth alles zu Liebe, nahm jede häusliche Arbeit ihr ab, um ihrer immer schwächer werdenden Gesundheit zu schonen. Gott schenkte uns ein Paar gesunde Kinder, die unsern kleinen Haushalt lebendiger machten, und das ganz veränderte Leben, der Anblick ihr völlig fremder Gegenstände wirkten endlich insofern wohlthätig auf meine Margareth, daß sie wieder anfing zu sprechen, und sich überhaupt theilnehmender bewies. Was sie sagte, klang freilich meistens etwas wunderbar. Leute, die sie nicht näher kannten, meinten oft, sie sey ihres gesunden Verstandes nicht ganz mächtig; aber ich verstand gar wohl den Sinn ihrer Reden, die lange nicht so verworren waren, als sie denen es schienen, die nicht, wie ich, ihr Herz und ihr schmerzliches Geschick kannten. Sie sprach oft mit den Vögeln des Waldes, noch öfter mit leblosen Gegenständen, mit den Blumen, mit den Wolken; das hatte sie aber von Kindheit auf gethan, die ganze Natur schien ihr belebt, wie Jedem, der im vertrauten Umgange mit ihr heranwächst und sie recht von Herzen lieb gewinnt. Das bedachten aber die Leute nicht. Uebrigens blieb sie immer ruhig und freundlich; nur wenn ein Gewitter am

Himmel stand, sahen wir von Angst und schmerzlicher Unruhe sie umhergetrieben. Wer mochte das ihr verdenken! Um sie dem unangenehmen Gerede und den neugierigen Blicken zu entziehen, nahm ich nach einigen Jahren die mir dargebotene Försterstelle hier an, wo ich einsamer leben zu können hoffte. Ich glaubte auch, daß ein wärmerer Himmesstrich, eine schönere Gegend als die, in welcher wir bis jetzt gewohnt hatten, der armen Margareth wohlthun würde, deren Gesundheit in jenem kälteren öderen Lande sichtbar litt. Daß wir durch diesen Entschluß auch in Ihre Nähe gelangen würden, gnädige Frau, ahnete ich nicht."

„Guter Anton, eilen Sie, Ihre Schwester auf meinen Anblick vorzubereiten," bat meine Mutter; „ich sehne mich, sie wiederzusehen, und möchte doch nicht sie erschrecken. Ich will mit ihr weinen, sie trösten, ich will sie lieben und pflegen wie meine Schwester."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau," antwortete der Förster sichtbar bewegt. „Sie können sie sehen, dazu bedarf es keiner Vorbereitung," setzte er etwas zögernd hinzu. „Doch, liebe gnädige Frau, trösten können Sie die arme Margareth nicht mehr, die hat Gott schon getröstet. Um Mitternacht ist sie sanft und schmerzlos verschieden."

Er öffnete die Thüre seines Hauses; meine Mutter folgte leise auftretend ihm in das Zimmer; da lag Margareth auf ihrem schneeweißen Bette. Gekleidet, wie ich immer sie gesehen, mit gefalteten Händen, mit geschlossenen Augen, freundlich lächelnd und schön wie nie zuvor. Der Kranz von Immortellen, den sie gestern geflochten, schmückte ihr Haar.

Ich weinte laut und wollte mich über sie hinwerfen, doch Anton hielt mich davon ab.

„Stören Sie nicht durch laute Klagen die heilige Ruhe der Todten," sprach er. Die Mutter zog mich an ihre Seite, wir knieten neben dem Bette hin, auch Anton sank uns gegenüber auf die Knie, so beteten wir leise und lange an der heiligen Stätte.

Die Mutter ließ zu Margareths Andenken ein einfaches Kreuz von weißem Marmor, mit ihrem Namen bezeichnet, über der Rasenbank, ihrem Lieblingssitze, errichten. Es steht noch zur Stunde; Abends sitze ich oft da, sehe die Wolken über dem Walde heraufziehen und denke der armen Margareth, denke meiner theuern frommen Mutter und aller der Lieben, die mir in die Ewigkeit vorangegangen sind.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna, 1766-1838

Sämmtliche Schriften

Bd.: 21

Leipzig [u.a.] 1834

Opp. 557 m-21/22

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604658-8